



Berlin, den 17. September 1898.

Nach dem Kriege.

Clifton bei Boston, Ende August 1898.

Als ich im Mai die Sommerwohnung hier am Strande wählte, wurde mir als besonderer Vorzug des Hauses gerühmt, daß ich von der Terrasse, auf der ich diesen Ferienbrief schreibe, die Bewegungen der spanischen Kriegsschiffe sehr gut verfolgen könne, sobald sie in die bostoner Bucht einführen. Ich habe auf den interessantesten Anblick umsonst gewartet; nur die bostoner Ausflugsdampfer und die lustigen Yachten sind hier an unserem Felsengestade vorübergezogen, während die spanischen Schiffe zerstört im Süden auf dem Meeresgrunde ruhen und nun endlich der Friede erklärt ist. Nicht viel mehr aber ist uns Durchschnittsmenschen der Krieg im Allgemeinen vor die Augen getreten; in unser tägliches Leben hat er kaum irgendwie eingegriffen; und während mein Blick über das blaue Meer zu den Thürmen von Boston hinüberschweift, kann ich mich kaum hineinfinden, daß sich ein welt-historischer Krieg zwischen heute und jenen Frühlingstagen abgespielt hat, da die feierlichen Reden über die Segnungen des Friedens dort in Boston wiederklangen. Ja, kaum möchte ich glauben, daß es erst vier Monate her ist, seit wir Harvardprofessoren einstimmig dem Präsidenten Mac Kinley telegraphisch verkündeten, daß die erste Universität des Landes seine Friedenspolitik energisch unterstütze; und als dann wenige Tage später — da Professorenpolitik in der neuen Welt ungefähr so viel praktischen Einfluß hat wie in der alten — der Krieg begonnen wurde, da hat sich im inneren wie im äußeren Leben kaum etwas Wesentliches verändert.

Gewiß: man laß ein halbes Duzend Zeitungen täglich mehr, man

klebte seine Kriegsteuerstempelmarken auf allerlei nützliche Gegenstände, man freute sich, daß die Sterne und Streifen im Fahnenwalde das Straßenbild wirklich schmückten, und man ärgerte sich, wenn ein vulgärer Patriotismus die hübsche Fahne zur Balletdekoration, zur Briefbogenleiste oder zum Sofaflissen mißbrauchte. Wenn aber die Freunde aus Deutschland besorgt anfragten, ob nicht das ganze geistige und gesellschaftliche Leben hier stocke, die Hörsäle nicht verödet, die Lebensmittelpreise unerschwinglich geworden und die Küstenstädte bedroht seien, so sorgten sie um Dinge, von denen wir nichts ahnten. In den Hörsälen der Universität war nicht die geringste Abnahme der Zuhörerzahl bemerkbar und von unseren vierhundert Dozenten ging keiner zu den Waffen. Jeder fühlte zu deutlich, daß hier keine Gefahr für das Vaterland vorlag und daß Beharren bei der Arbeit im Dienste des friedlichen Fortschrittes werthvoller für die Heimath sein mußte als das planlose Stürmen zum Kriege. Aus meinem weiten Bekanntenkreise sah ich nur drei junge Freunde in das Freiwilligenheer eintreten. Der Erste zog hinaus, weil ihn die Abenteuerlust trieb, er suchte den Sport und die Aufregung des Krieges; augenblicklich genießt er Porto Rico unter General Miles. Der Zweite war durch ideale Motive gezogen; es drängte ihn, sein Leben dem Vaterlande zu opfern. Er wurde zur nördlichen Küstenverteidigung kommandirt, hat dort in sehr gesunder Weise drei Monate lang zur Uebung Gräben geschaufelt und hoßt nun, mit dem ganzen Regiment im September entlassen zu werden, nachdem er dem Feinde auf etwa tausend Meilen Distance nahe gerückt ist. Den Dritten hatte ich im Mai im Doktorexamen zu prüfen gehabt und im Juni folgte ich seinem Sarge, der in das Sternenbanner gehüllt war und auf dem der braune Soldatenhut lag. Er war im Lager vom Pferd gestürzt und vom Huf tödtlich getroffen worden; aber Das war doch schließlich nur ein unglücklicher Zufall, Das war nicht der Krieg.

Ich weiß sehr wohl: man darf sich dem Wahn nicht hingeben, daß die Bewegung heute, weil die Zeitungsjungen den Frieden ausschreien, auch wirklich zur Ruhe gekommen sei. Das amerikanische Volk hat die Hauptarbeit, die dieser Krieg mit sich brachte, noch vor sich; die schwierigsten Probleme sind noch zu lösen. Jetzt gilt es, an einem bedeutsamen Entscheidungspunkt die Politik des Landes in gesunde Bahnen zu lenken, den Verlockungen der Weltmachtpolitik gegenüber kraftbewußt Entsamung zu üben und Sorge zu tragen, daß der geistige Kristallisirungsprozeß des Volkes nicht durch die Erschütterungen des Krieges Schaden leide. Gerade hier wird jeder Einzelne Stellung nehmen und mitarbeiten müssen und der Durchschnittsmensch, der während der Kampfeszeit zum bloßen Zeitungsleser hinabsank, wird künftig in mehr aktiver Weise an die vom Kriege geschaffenen Probleme herantreten müssen. Aber auch dieser Ausblick auf die Zukunft ist frei von Sorge; wie

auch die Entwicklung sich gestalten möge: schon heute läßt sich übersehen, daß der Krieg dem Lande eine Fülle förderlicher Impulse gebracht hat.

Auch wer nicht als Politiker, sondern als Ethiker auf diesen Krieg zurückblickt, kann, so scheint es mir, diesmal das instinktive Unbehagen, das jeder Krieg mit sich bringt, doch leichter überwinden. Wer die Vorgänge sorgsam hier im Lande selbst beobachtet hat, weiß, daß die Kriegserklärung dem Wunsch der Majorität des Volkes entsprach und daß bei dieser Majorität, selbst wenn sich bei den Kongressleuten andere Erwägungen dazu gefellten, sittlich berechnete Motive den Ausschlag gaben. Man hätte freilich nicht so viel von humanitären Gefühlen für die Bedrückten sprechen sollen, denn unmittelbarer wirkte die Entrüstung über die Bedrucker. Vor Allem aber spricht dieser Krieg nicht nothwendig gegen das Wachsen und Gedeihen des schiedsrichterlichen Gedankens hier im Lande; es war kein Entscheidungskrieg, sondern eine Urtheilsvollstreckung. Auch wer den Gedanken zurückweist, daß Männer ihren Streit mit den Fäusten entscheiden, schließt deshalb nicht nothwendig die körperliche Züchtigung zu erzieherischen Zwecken aus. Eine Nation, die zwei ganze Flotten des Gegners in offener Schlacht zerstört, ohne dabei auch nur einen einzigen Mann einzubüßen, spielt in der That nur die Rolle des Strafvollstreckers. So haben mich die politischen Vorgänge, die rein menschlichen Probleme und die sozialen Einflüsse dieses Krieges fast gar nicht erregt und berührt; und meine Seelenstimmung hätte während der Ferienmüsse trotz der Kriegszeit so ungestört bleiben können wie die spiegelblaue See hier zu meinen Füßen. Leider ist es ganz anders gekommen. Jeden Tag hat diese Kriegszeit mich aufs Neue erregt und gequält, jeden Tag aufs Neue mein politisches und soziales Empfinden schmerzhaft, verletzt. Vor. max. nicht. Spanien. mein. Volkstreu., 70. u. 71. Deutsch-land; auch nicht das offizielle, politische Deutschland, das in muster-giltiger Neutralität vom ersten bis zum letzten Tage seine Pflicht gethan hat, sondern das unoffizielle Deutschland und seine Zwietsucht mit dem unoffiziellen Amerika. Ich fühlte dabei lediglich als Deutscher; der innere Konflikt zwischen deutschem und amerikanischem Patriotismus, der so manchen Deutschen in Amerika bekümmert, liegt mir fern. Wer Germania wie seine Mutter und Kolumbia wie seine Braut liebt, mag über Amerikas Ungerechtigkeiten aus Liebe für Deutschland erzürnt sein, über Deutschlands unbillige Stellungnahme aber im Interesse Amerikas erbittert werden. Solcher Konflikt ist für mich nicht in Frage; ich kann an Deutschland nur als Deutscher denken. Wenn ich die seitgedruckten Sensationdepeschen mit ihren Verdächtigungen gegen Deutschlands Takt und Aufrichtigkeit in den hiesigen Zeitungen las, wenn mich die dreisten Karikaturen der Wigblätter verletzten und ich immer wieder auf deutschfeindliche Leitartikel stieß, in denen die englischen Lügen

verarbeitet wurden, so empörte es mich, daß man Deutschlands Absichten so böswillig entstellte. Kammen aber die deutschen Zeitungen über den Ocean und brachten mir die hundertmal bössartigeren Karikaturen des amerikanischen Volkes, die von deutschen Leitartikelschreibern gezeichnet waren, so war es nicht Liebe zu Amerika und auch nicht einmal ein allgemeines Gerechtigkeitsgefühl, das die Beschöpfung mit Zorn und Schmerz empfand, sondern in erster Reihe wieder das Heimathgefühl des Deutschen, das es als peinigende Demüthigung empfand, wenn Deutsche eine Unkenntniß hiesiger Zustände verriethen, die über kurz oder lang verhängnißvoll werden kann.

Gewiß ist das Bild, das sich der Durchschnittsamerikaner vom deutschen Land und Volk macht, auch oft mangelhaft und verzerrt, ganz abgesehen von den Verfälschungen, die englische Tendenzlügen vom asiatischen Kriegsschauplatz hineingekritzelt haben. Alles, was bei Bismarcks Tode hier geschrieben wurde, zeigte, daß ein wirklich historisches Verständniß für Deutschlands Entwicklung häufig fehlt. Ein rückhaltloses Ausschauen zu Deutschland kennt der Amerikaner nur auf einem Gebiet, in der Musik, wie er bei den Franzosen für Makerei und Mode, beim Engländer für Literatur und Gesellschaftsformen sein Vorbild sucht. Früher galt das Selbe für die deutsche Wissenschaft, aber die letzten Jahre haben den leitenden Hochschulen hier ein so glänzendes inneres Wachsthum gebracht, daß dieses traditionelle Gefühl der Unterordnung dem Gefühl vollständiger Gleichberechtigung gewichen ist. Ungerecht ist der Amerikaner nur gegen die kleinen Züge des deutschen sozialen Lebens und der inneren Politik; immer wieder betont er, daß die innerpolitische und die soziale Entwicklung des Deutschen Reiches hinter der kommerziellen und weltpolitischen Entfaltung zurückgeblieben sei. Mit ziemlich billigem Spott zieht er über die deutsche Behandlung der Frauenfrage und der Pressefreiheit, über das Duellwesen und die Titelsucht, über die Nitgiftchen und das Streberthum, vor Allem über Militarismus und Bureaucratismus her und übersteht geflissentlich, daß zwar die bespöttelten Erscheinungen selbst hier nicht so vorkommen mögen, die menschlichen Schwächen aber, die ihnen zu Grunde liegen, hier oft nur in anderen Formen zu Tage treten und sich den andersartigen Verhältnissen anpassen. Noch häufiger, besonders im Salongespräch, bleibt der Tadel überhaupt auf der Oberfläche und trifft nur die äußeren Lebensformen, die ja überall, sobald sie anders als die gewohnten sind, nothwendig sinnlos und lächerlich erscheinen, wenn sie nicht im historischen Zusammenhang erfasst werden. Wenn der Amerikaner behauptet, daß die Deutschen grundsätzlich niemals baden und schöne Literatur nur aus der Leihbibliothek beziehen, daß sie kein menschenwürdiges Frühstück kennen und zeitweilig mehr Bier vertilgen, als für die Aesthetik des Eindruckes durchaus nothwendig sei, so steckt in Alledem doch zunächst ein Körnchen Wahrheit und die Nation soll

dadurch noch nicht ernsthaft heruntergesetzt werden. Den wirklichen Charakter des Deutschen versteht der Amerikaner ganz gut und trotz aller Behäuflichkeiten entsinne ich mich kaum, in diesen Kriegswochen eine Tatzarennachricht gelesen zu haben, die der Natur des Deutschen wirklich widersprochen hätte; die Unwahrheiten waren selten schlechtthin unwahrscheinlich. Höchstens die Nachricht aus dem Beginn des Krieges, daß deutsche Privatsammlungen zum Besten der spanischen Soldaten in wenigen Tagen 23 Millionen Mark aufgebracht hätten, war zwar gut geeignet, die Amerikaner aufzustacheln, klang aber herzlich undeutsch. Das war zu stark amerikanisirt.

Ganz anders sah es auf deutscher Seite aus, troy den rührigen Spezialkorrespondenten und troy der deutschen wissenschaftlichen Gründlichkeit. Ich spreche nicht von den fröhlichen Wippchennachrichten, die man nicht selten in deutschen Zeitungen fand, wenn es auch zuweilen schwer fiel, zu glauben, daß das Kabel es sich geduldig gefallen ließ, Derartiges über den Ozean zu tragen. Aber einfach falsche Nachrichten sind nicht gefährlich: sie lassen sich immer noch später richtig stellen. Wer wirklich glaubt, daß die New-Yorker ihre Brooklynbrücke aus Furcht vor den Spaniern abgebrochen haben, kann ja später immer erforschen, ob die Brücke nicht doch vielleicht noch dasteht. Sollte dem deutschen Volk wirklich dieser Krieg dargestellt werden, so mußte in der Berichterstattung, wie bei einem lyrischen Gedicht, der Inhalt nichts und die Stimmung Alles sein; nicht auf Sieg oder Niederlage, sondern auf den Geist der Sache kam es an; die Gefühle und Absichten, den Charakter und die Ideale der Krieg führenden Völker galt es, zu verstehen, und wer das Geistesbild des Amerikaners so mißdeutet und verpfuscht, wie es die breite Masse der deutschen Zeitungschreiber gethan hat, Der sündigte gegen die historische Wirklichkeit schlimmer als General Blanco, der von Havanna aus in seinen nach Madrid gesandten Depeschen ja nur die Niederlagen in Siege verdrehte.

Der Vorwurf wendet sich nicht gegen den Einzelnen; denn der Einzelne muß nach psychologischen Gesetzen die neuen Wahrnehmungen so auffassen, daß sie sich den gewohnten Zusammenhängen einfügen. Was sich den Vorurtheilen nicht anpaßt, wird nicht bewußt verleugnet, sondern bleibt von vorn herein unbemerkt und der geringste Zug, dem die Erwartung entgegenkommt, schwillt in die Breite. Der Amerikaner, der nach Deutschland kommt, wittert überall Polizeistaat und Bureaucratismus; die hundert Polizeiverordnungen, die ihn hier einengen, spürt er kaum; kommt er aber nach Preußen, so bohrt es sich in seine Seele, daß dort sein Bicycle eine Nummer tragen soll, und kehrt er heim, so giebt er alle die Phrasen über den Polizeistaat wieder von sich, die er sich vorher eingeprägt hat und die auf manche Temperenzlerstadt hier besser passen würden. Wir finden immer nur Das, was wir suchen; den Einzelnen trifft also der Vorwurf nicht, daß er aus

eigener Anschauung hier nur das Herrbild des Amerikaners bestätigt fand, das nun einmal in Deutschland als Portrait des Yankee gilt. Der Amerikaner ist der profitstüchtige Egoist, der, ohne ideale Gesinnung, ein Barbar in Kunst und Wissenschaft und Lebensformen, nur den Dollar anbetet und herzlos nur auf den eigenen Vortheil bedacht ist. Ich sage durchaus nicht, daß dieses Charakterbild stets von der Geschäftigkeit gezeichnet ist. Manche sehen in solcher Menschengestalt just das Ideal des kommenden Jahrhunderts. Die betonten Züge lassen sich ja sehr wohl mit strotzender Kraft und hoher Begabung für technischen Fortschritt vereinen; und wer den Idealismus als überflüssige Sentimentalität verspottet, mag in den realistischen Gesichtszügen dieses modernen Charakterkopfes den Ausdruck der höchsten Kräfte erblicken. Das Lärmen der Dampfpfeifen paßt in keine Mondschein Stimmung, hat aber

seine eigene poese und ist 'gehört' steuereinf die Zukunft. Ich würde nicht, ob dieses Bild des dollarstüchtigen Realisten, das jeder Deutsche als Yankeeportrait anzuerkennen gewöhnt ist, antipathisch ist oder verheißungsvoll: ich weiß nur, daß es durchaus falsch ist und vielleicht keinem Volk der Welt so wenig entspricht wie dem amerikanischen. Der Amerikaner ist von Grund aus ein Idealist und sein ganzes inneres Leben ist vom Idealismus getragen.

Wie es kommt, daß der Deutsche den wirklichen Amerikaner so gar nicht kennt, ist leicht zu verstehen. Gewiß reisen jährlich Tausende von Amerikanern nach Deutschland, aber sie sind nicht berufen, Vorurtheile auszurufen. Die typischen Amerikaner gehen dort still genießend und beobachtend ihren Weg und halten weder den Rheindampfer noch das heidelberger Schloß für den geeigneten Schauplatz, ihr tieferes Seelenleben zu demonstrieren. Tritt hier und da ein typischer Amerikaner mehr in den Vordergrund, wie etwa in diesem Sommer Andrew White, der Botschafter, dessen idealistische Natur so unverkennbar ist, dann wird er, weil er dem Herrbild nicht entspricht, als Ausnahme betrachtet, die nichts beweist. Wenn aber im schweizer Hotel irgend ein schnell reich gewordener Bodenspekulant von jenseits des Mississippi sich auffällig und prophanhaft benimmt, so gilt er als der Vertreter des Volkes und seine Kannegießereien, auf die hier Niemand achten würde, werden zu Enthüllungen über das tiefste Wesen der washingtoner Politik. Seltsam ist, daß selbst die nach Hunderten zählenden jungen Studenten, die jährlich den Ocean kreuzen, für den Gesamteindruck fast unbeachtet bleiben; sie treten zwar wenig aus sich heraus, weil sie an deutschen Universitäten die roge persönliche Beziehung vermissen, die hier zwischen Studenten und Lehrern besteht, aber sie könnten doch viel zur Berichtigung beitragen. Ich selbst hatte, noch ehe ich amerikanischen Boden betrat, den Glauben an die deutsche Yankee-farrikatur halbwegs preisgegeben, weil in mein freiburger Laboratorium Jahr für Jahr amerikanische Studenten kamen, die gar nicht „amerikanisch“ waren.

Selbstverständlich entspringt das Urtheil über die Natur des Volkes nun aber in erster Linie nicht aus dem zufälligen Kontakt mit den Sommerausflüglern, die durch Deutschland radeln, sondern aus den Eindrücken, die der Deutsche in Amerika gewonnen hat. Wir können da zwei Gruppen unterscheiden: die Deutschen, die hier leben, und die Deutschen, die zu kurzem Besuch herüberkommen. Die Deutschen, die hier leben, sollten, da sie nach Millionen zählen, im Allgemeinen als Berichterstatter ausreichen. Hier muß man aber sicherlich die Stimmen wägen und nicht zählen. Der Deutsche, der in Amerika ansässig ist, ist ein braver Philister, der Bier und Skat aufrichtig treu bleibt, sich in Gesangs- und Turnvereinen wohl fühlt, fleißig seiner Arbeit und seinem Geschäft nachgeht und sich in der Politik vortheilhaft von dem skrupelloseren irländischen Einwanderer unterscheidet; aber zu einem sozialpsychologischen Urtheil, das in die tiefere Eigenart eines Volkes eindringt und sich von der Schablone unterscheidet, ist er absolut unfähig. Zunächst fehlt ihm schon das Material zur Beobachtung; er lebt als Deutscher unter Deutschen, ohne jeden intimeren Zusammenhang mit den echten Amerikanern, meist nicht einmal des Englischen mächtig. Wohl giebt es Vereinzelte, die Amerika kennen; treffen sie einander und kommt das Gespräch auf die deutschen Ideen über die neue Welt, so lachen sie herzhast über die aus Witzblättern zusammengestoppelten Kenntnisse oder zucken mitleidig die Achseln; aber ändern können sie nichts. Die Unfähigkeit, ein Urtheil zu formen, ist aber nicht nur durch den Mangel an Material bedingt, sondern vor Allem durch die unzureichende innere Vorbereitung. Der Deutsche, der herüberkommt, ist in den meisten Fällen durch wirtschaftliche Gründe veranlaßt worden, eine neue Heimath zu suchen; den wirtschaftlichen Seiten des Lebens bleibt seine Aufmerksamkeit denn auch allein zugewandt. Trüben ging es ihm schlecht, hier geht es ihm gut. — und so schweigt er im Lobe der hiesigen Wirtschaftsformen, bewundert blind die materielle Entwicklung des Landes und besitzt kein Organ, die viel werthvollere innere Entwicklung überhaupt wahrzunehmen. Die Hotels und Brücken imponiren ihm; von der Geistesarbeit des Landes aber hat er keine Ahnung. Er überträgt seine Gefühle allenfalls auf die Politik, schimpft auf die deutsche Monarchie und den Staatsanwalt, während seine sozialdemokratischen Gesinnungen doch immer bürgerlicher werden; er schwärmt auch für die hiesige Freiheit, die nicht freier ist als die deutsche, und für die hiesigen Schlafwagen, obgleich er in den deutschen nie gefahren ist, und nur wenn er sentimental wird und ihm seine deutsche Stammkneipe einfällt, klagt er, daß hier doch die rechte Gemüthlichkeit fehle. Die Millionen Deutscher dieser Art entladen ihre Gefühle in Gesprächen und Briefen, die allerdings nicht wenig zu den heimathlichen Anschauungen beigetragen haben; mindestens aber schreiben sie keine Bücher. Dies bleibt den Vergnügung-

und Studienreisenden vorbehalten. Die Zahl der Deutschen, die Amerika für ein paar Monate bereisen, wird ja stetig größer und ihr Bildungsgrad würde sie durchaus befähigen, nicht nur Eisenbahnen und Schlachthäuser und „Himmelskroger“ in ihrem Tagebuch zu verzeichnen; aber auch sie ziehen meistens ab, ohne etwas Rechtes gesehen zu haben. Das übliche kombinierte Rundreisebillet von New-York durch Florida, Mexiko, Kalifornien, Kanada und zurück nach New-York ist wirklich nicht genügend. Eine kleine Auslese guter Beobachtungplätze ist viel mehr werth als solch ein riesenhaftes Bilderbuch, das wohl Naturgenuß, aber nicht Kulturstudien zuläßt. Und solche Auswahl verlangt Geschicklichkeit. Wenn Jemand Deutschland kennen lernen will und er durchstreift die Provinz Bosen, um Natur zu genießen, durchwandert Pommern, um deutsche Kunst zu studiren, und läßt sich schließlich ein paar Wochen in Magdeburg nieder, um in einem Hotel für Handlungsreisende den Geist der deutschen Wissenschaft auszulösen, so würden seine Tagebuchblätter hier belacht werden; in Deutschland aber orientirt man sich an Amerikaschilderungen von ähnlicher Tiefe. Das wilde Herumreisen, so amüsant es auch ist, hilft überhaupt wenig zum Verständniß des Volkes. Wir Alle sind natürlich dieser Versuchung zuerst erlegen. Mein Ehrgeiz war auch nicht früher befriedigt, als bis ich bei den Indianern in ihren Territorien und bei den Chinesen in San-Francisco gewesen, mich unter den Mormonen am Salzsee und unter den Goldgräbern in den Felsengebirgen herumgetrieben, die vierundzwanzigstöckigen Häuser von Chicago und die Milliardärpaläste in Newport besucht hatte, und erst allmählich lernte ich verstehen, wie unendlich wenig doch der Reisende zu sehen bekommt. Ja, aufs Sehen kommt es hier überhaupt wenig an, es gilt vielmehr, zu hören. Die Sehenswürdigkeiten und die Bädersterne dürften hier nicht als das eigentlich Charakteristische gelten.

Im Hause und in der Geselligkeit, bei der Arbeit und im öffentlichen Leben zeigt sich der wahre Amerikaner, — und von Alledem sieht der reisende Deutsche so gut wie nichts. Die Vorurtheile, die er auf dem hamburgischen Schnelldampfer herüberbrachte, bringt er gemüthlich auch wieder nach Hause, denn Alles, was er gesehen, gehörte der wirthschaftlichen Außenseite des Lebens an und diente deshalb nur als bunte Illustration zu den Erwartungen, daß dieses Volk dollarsüchtiger, idealloser Jantees energisch die reichen Hilfsquellen des Landes ausnaugt. Und da er nichts weiter gesehen, so kann auch nichts Weiteres vorhanden sein. Dazu kommt natürlich der kleine Keger über die hundert ungewohnten Formen, die veränderte Kost, die theuren Preise; und so entladet sich das Ganze in einer neuen Auflage der alten Karikatur. Erst neulich sagte mir eine Amerikanerin ernsthaft, sie habe in Deutschland niemals ein vergnügtes Gesicht gesehen; sie war offenbar bei ihren Reisen vollkommen von der Suggestion beherrscht, daß in solchem Polizeistaat Niemand

vergnügt sein könne. Gerade so trifft der deutsche Reisende hier nur egoistische und ideallose Menschen. Die Dinge, die sich von außen studiren lassen, haben deutsche Reisende oft vortrefflich beobachtet; wir haben eine Fülle guter nationalökonomischer Untersuchungen über Spezialfragen der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte, aber schon die Berichte etwa über Religion- und Rechtsverhältnisse, über Schul- und Universitätswesen sind meist irreführend; und kommt es gar zur psychologischen Analyse, so wird der Irrthum oft geradezu zum Unsinn. Die Schilderung ist sogar oft noch eher erträglich, wenn überhaupt keine eigenen Beobachtungen sich entstellend hineinmischen; so fand ich verhältnißmäßig am Wenigsten grobe Fehler in dem bekannten Buch von Diercks, der meines Wissens nie hier im Lande gewesen ist.

Ich will einen Brief schreiben, nicht etwa eine Abhandlung; ich wollte Stimmungen und persönlichen Eindrücken Ausdruck geben, aber nicht in die Einzelheiten der Untersuchung und der Beweismittel eintreten. Es ist deshalb hier nicht der Platz, die Zeichnung des richtigen Bildes an Stelle des verzerrten zu versuchen. Der Idealismus läßt sich ja auch viel schwerer zahlenmäßig nachweisen als etwa die technische Begabung. Statistische Erhebungen könnten freilich leicht beweisen, daß an den Ufern dieser Neuenglandsbucht, die hier vor mir liegt, jährlich mehr Verse geschrieben und gelesen werden als irgendwo in Deutschland, daß hier mehr Philosophie vorgetragen und gehört und diskutiert und gelesen wird als irgendwo im Vaterlande Kants und Hegels; aber Lyrik und Metaphysik sind ja schließlich nicht ernsthaft zu nehmende Dinge; wir müßten uns nach moderneren Faktoren umsehen. Wir müßten vielleicht zeigen, wie die stille, fast heimliche Wohlthätigkeit in tausend Formen hier einen Umfang besitzt, der uns märchenhaft amuthet, wie die Religion gerade in den gebildeten Kreisen eine innere Lebendigkeit entfaltet, die sie über alle sogenannten Kämpfe zwischen Religion und Wissenschaft weit hinaushebt. Oder wir müßten verfolgen, wie die praktischen Wissenschaften, in denen Deutschland vorangeht, wie Chemie und Medizin hier zurückstehen und die unpraktischsten Wissenschaften, wie Assyriologie und Sanskrit oder Psychologie und Astronomie, hier in Blüthe stehen; oder wie die zu viel gerühmten Beihilf der humanistischen Bildung, Latein und Griechisch, hier selbst in den Bildungsgang der Frau aufgenommen sind; oder wie die Schullehrer zu Zehntausenden ihre Ferienzeit in den Sommer- schulen mit Arbeit und Diskussionen ausfüllen; oder wie wirklicher Kunstunterricht mit rein ästhetischen Idealen hier einen Platz im Schulleben einnimmt, der ihm nirgends in der alten Welt vergönnt ist. Mancher wäre vielleicht noch mehr überrascht, wenn wir den geschmähten Geschäftsmann selbst etwas näher betrachteten und mit dem deutschen verglichen. Man nehme die hundert fahrenden Großkaufleute von Berlin, eben so viele von Hamburg

und von Frankfurt, vergleiche sie mit der selben Zahl von Handelsmatadoren in Boston, New-York und Philadelphia und ermittle, wie viele Jahre ihres Lebens sie ihrer allgemeinen Bildung gewidmet haben. Bei dem Deutschen dürfte der Durchschnitt wohl auf siebenzehn Jahre kommen, beim Amerikaner auf einundzwanzig, so daß der ideallose Yankee vier Jahre seiner Jugend länger bei den Schulbüchern bleibt, ehe er in die Geschäftsbücher hineinguckt. Ich will auch nicht betonen, wie sehr viel mehr der Amerikaner Druckfachen kauft und liest, wie auch der Niedrigste an seine große Zeitung gewöhnt ist und wie die besten Zeitschriften eine Verbreitung haben, von der ein deutscher Verleger nicht einmal zu träumen wagt, wie die Menge die riesenhaften Volksbibliotheken benutzt und wie die weit verbreitete Gabe der öffentlichen Rede überall gepflegt und verwandt wird. Das Alles bezieht sich ja schließlich nur auf Bildungstreben und intellektuellen Idealismus; was viel überwältigender die Phrasen über amerikanischen Mangel an Idealismus niederschlägt, sind die Bethätigungen des Charakters und Gemüthes. Aber gerade hier versagen alle Beweise und an ihre Stelle muß der Ausdruck der persönlichen Ueberzeugung der Menschen treten, die vorurtheilslos das Volk im Hause und bei der Arbeit beobachten. Der Amerikaner ist nicht nur gesellschaftlich höflich und gastfreundlich, sondern wirklich innerlich hilfsbereit und opferwillig in einem Maße, das wir daheim fast verachten würden. Und das gesammte soziale Leben ist in einer Weise auf Treue und Glauben aufgebaut, wie wir vorsichtigen Deutschen es gar nicht kennen. Gewiß giebt es Gauner und Spitzbuben hier wie überall. Aber das Charakteristische ist, daß alle Lebensformen hier von dem Vertrauen zu den Ehrlichen beherrscht sind und nicht von der Furcht vor den Schwindlern. Ich bezweifle theoretisch durchaus nicht, daß selbst hier im idyllischen Seebadeort Einbruchsdiebstähle möglich sind, und trotzdem habe ich den ganzen Sommer hindurch noch in keiner einzigen Nacht die Hausthüren verschlossen. Alle meine „praktischen“ Nachbarn machen es eben so, während ich in Deutschland nie daran gedacht haben würde. Selbstlose Hilfsbereitschaft und gutmüthiges Zutrauen, Dankbarkeit und Reidlosigkeit verbinden sich im sozialen Leben mit regem Gefühl für die Rechte und die Pflichten des Nächsten. Und schließlich darf die ganz seltsame Mischung von sanguinischem Enthusiasmus für neue Ideen und starr konservativer Gesinnung im dem Charakterbild nicht vergessen werden.

Der amerikanische Geschäftsmann ist energisch auf seinen materiellen Erfolg bedacht; aber auch Das wird leicht mißverstanden. Der Amerikaner sehnt sich nicht nach dem Gelde, sonst würde er es nicht mit so offener Hand wieder fortgeben. Unsere Harvarduniversität hat selbst in diesem Kriegsjahr nur aus bostoner Kaufmannstreifen Schenkungen von über fünf Millionen Mark zur weiteren Ausgestaltung empfangen; und so geht es überall und

immer. Rein, der Amerikaner sehnt sich nicht nach dem Gelde, wohl aber nach dem Gefühl der erfolgreichen Thätigkeit, für die in einem Lande, das weder Titel noch Orden anerkennt, der materielle Besitz der einfachste und am Leichtesten verwertbare Maßstab bleibt. Der Amerikaner strebt nach Geld, nicht, um sich durch das Geld Arbeit zu ersparen, sondern, um sich durch das Geld seiner Tüchtigkeit bewußt zu werden; der Beruf des Rentiers und die Institution der Witgift ist daher hier völlig unbekannt. Für den deutschen Zeitungsleser bleiben natürlich alle solche Argumente wirkungslos; zu lebhaft stehen vor seiner Erinnerung die unheimlichen Lynchgeschichten und die rechtsbeugende Gerichtspflege und all der Humbug und all die Reklame, von denen die Blätter fröhlich berichten. Er hat keine Ahnung, wie viel davon aus amerikanischen Wigblättern stammt und nur vom Europäer ernst genommen wird. Ihn stört es auch nicht, daß die Geschichten aus den entlegensten Gebieten datirt sein mögen; in seiner Phantasie verlegt er die Lyncherei getrost in die Oststaaten. Das ist, als ob Deutschland Alles zugerechnet würde, was in irgend einem türkischen Winkel Europas vorkommt. Auch über die Gerichtspflege hört er Wunderdinge. Kürzlich war in Saratoga amerikanische Anwälteversammlung; Choate, der berühmteste Jurist des Landes, an dessen Wort Niemand zweifelt, besprach die Institution des Schwurgerichtes und berührte auch die Möglichkeit, daß die Geschworenen bestochen werden könnten; er fügte aber sofort hinzu, daß ein Eingehen auf diesen Punkt unnöthig sei, da er versichern könne, daß in seiner vierzigjährigen Praxis ihm nicht ein einziger Fall vorgekommen sei, in dem er Anlaß gehabt hätte, an der Lauterkeit auch nur eines Geschworenen zu zweifeln. Die deutschen Zeitungen aber wissen Das natürlich besser: die Gerichte sind hier käuflich.

Ich breche ab. Nicht, als ob die kleinen Züge, die mir gerade in den Sinn kamen, wichtiger seien als hundert andere, die ich nicht erwähnte, sondern, weil solche Betrachtung doch kein Ende in sich selbst finden kann. Nach welcher Richtung ich mich auch wenden wollte: jede Seite des öffentlichen und des privaten Lebens zeigt, wenn sie von Entstellungen frei gehalten wird, die selben Züge des gesunden Idealismus. Das macht mich nicht für Amerikas Schwächen blind; so Manches, was gewöhnlich gelobt wird, scheint mir durchaus nicht einwandfrei; nur was gewöhnlich getadelt wird, ist unwahr oder falsch verstanden. Wer aus besserer Kenntniß der Verhältnisse die Dinge überschaut, die Wahrheit und ihr Zerrbild neben einander sieht, könnte sich freilich mit dem Trost begnügen, daß es ja schließlich nicht so wichtig ist, ob die kulturhistorischen Kenntnisse des Durchschnittsdeutschen in den Amerikavorstellungen mit richtigen oder mit falschen Größen rechnen. Vereinstarte und als gültig abgestempelte Irrthümer müssen ja für Jeden von uns in den Lücken des Wissens als Wahrheit paradien. In der That ließ sich dagegen

nichts einwenden, so lange die beiden Länder nur durch agrarische und industrielle Fragen in Berührung kamen. Aber durch den Krieg ist Das jetzt anders geworden: Amerika wird nicht mehr von der Bühne der Weltpolitik verschwinden, und wenn sich die Gruppen und Parteien bilden, werden die Vereinigten Staaten künftig stets dabei sein. In solcher Lage ist es dann nicht mehr, wie bisher, bloß ein theoretischer Irrthum, sondern wird ein praktischer Fehltritt, wenn Deutschland ein unglückliches Phantastengebilde an die Stelle des Amerikaners setzt und auf solches Scheinwesen seine Sympathien und Antipathien bezieht. Vor dem Kriege war es ja ganz angebracht, über die unglücklichen Trichinen und Schildläuse zu streiten; nach dem Kriege steht aber wirklich Wichtigeres auf dem Spiel und es liegt in Deutschlands tiefstem Interesse, nicht nur die Schinken und Äpfel, sondern vor Allem die Wahnvorstellungen über das amerikanische Volk von der Einfuhr auszuschließen. Die Sympathien und Antipathien bleiben nun einmal, oft allen wirthschaftlichen Interessen zum Troz, ein mächtiger Faktor, und wenn das amerikanische Volk noch ferner fühlt, daß Deutschland es fahrlässig mißversteht, mögen eines Tages weder die Besonnenheit der Regierungen noch die millionenfachen deutschen Familienbände im Stande sein, einem Kulturunglück vorzubeugen.

Deutsche und Amerikaner sind durch die Gemeinsamkeit ihrer Ideale, durch die Verwandtschaft ihrer idealistischen Charakterzüge auf einander angewiesen. Der Popanz des profitstüchtigen, ideallosen Egoisten wird hoffentlich stets dem Deutschen antipathisch bleiben; der wirkliche Amerikaner aber sollte sein intimster Genosse sein. Es ist kein Zufall, daß die tüchtigen Deutschen sich hier ausnahmslos wohl fühlen, während zum Beispiel die Franzosen hier fast immer Fremde bleiben. Ich entsinne mich, wie ich im Jahr der chicagoer Weltausstellung mit kurzen Zwischenräumen erst ein paar Tage mit Helmholtz hier in Boston verlebte und dann Alles mit Bourget durchsprach. Helmholtz sagte, Mancherlei sei wohl nicht schön, aber Alles heimle uns Deutsche an; Bourget dagegen meinte, zwar sei Alles wunderschön, aber es bleibe uns Europäern doch so fremdartig. Der Franzmann fühlte nicht, daß es das Deutschartige war, was ihm das Land so fremdartig machte. Der selbe Idealismus, der die deutsche Art und den deutschen Geist geschaffen, pulstert im amerikanischen Volk, wenn er auch unter ganz verschiedenen wirthschaftlichen Bedingungen hier, auf dem unererschöpflich reichen Boden, andere Ausdrucksformen annehmen mußte. Fern von allen Verträgen und aller offiziellen Politik wäre ein geistiges und sittliches Bündniß zwischen Amerika und Deutschland ein sehr viel tieferer Ausdruck innerster Aehnlichkeiten als das gekünstelte anglo-amerikanische Band, denn bloße Gemeinsamkeit des Sportgeistes ohne gemeinsame Ideale verbindet nicht. Und wenn gerade in neuester Zeit der amerikanische Idealismus zu-

weisen ein Wenig in der Politik entgleist und, statt sich auf den inneren gesunden Ausbau zu beschränken, jetzt im Siegesjubel sich für die mehr äußerlichen Genüsse der Weltmachtpolitik zu begeistern anfängt, nach Macht und Stärke statt nach sittlicher Tiefe und innerer Schönheit ringt, so ist doch gerade Das eine Aufwallung, die der deutschen Volksseele vertraut ist und die Geistesähnlichkeit auch da noch fühlbar macht, wo vielleicht äußere Interessengegensätze zum Vorschein kommen. Wenn ich überdenke, was dieser Krieg mit sich gebracht und was für die Tage nach dem Kriege nun zu hoffen sei, so scheint es mir ziemlich gleichgültig, ob die pariser Konferenz das südeuropäische Philippinenreich Amerika angliedern wird oder nicht, aber wichtig erscheint es mir, ob der Durchschnittsdeutsche bei seiner südeuropäischen Unkenntniß des amerikanischen Volkes jetzt nach dem Kriege weiter verharren wird oder entschlossen ist, endlich der Wahrheit die Ehre zu geben.

Hugo Münsterberg.



Die Kunst des Wohnens.

Wohnt nicht Jeder von uns? Und da soll Wohnen eine Kunst sein? Ja: „lebt“ denn nicht Jeder von uns und sprechen wir nicht doch von einem Lebenskünstler Goethe? Und wenn das Leben selbst eine Kunst sein kann, soll es nicht auch das Wohnen sein dürfen? Bezeichnen wir Wohnen als die vernunftgemäße Anordnung unseres täglichen Daseins nach dem Gesetze des ästhetischen Behagens, — und wir werden ohne Weiteres erkennen, wie sehr das Wohnen eine Kunst zu sein, wie es überall zur Kunst hinzuführen, mit Kunst sich zu berühren, sich zu durchdringen vermag.

Freilich sind wir heutzutage in der Freiheit des Wohners böß beschränkt, zumal in unseren Großstädten, wo das Miethhaus regiert. Wer darauf angewiesen ist, sich eine Etage zu miethen, in einem vielleicht von einem Duzend Familien bewohnten Hause, muß sich von vorn herein in eine gewisse Schablone

hineinfinden, an der er nur Nuancen zu ändern vermag. Die Anordnung der Wohnräume hat er nicht zu bestimmen; von Luft und Licht muß er nehmen, was ihm zugeschnitten wird; allenfalls kann er Böden und Thüren neu streichen, die lieblichen Deckengemälde überfrüchten, selbstgewählte Tapeten ankleben lassen. Schon die Kaminne darf er nicht verrücken, noch weniger abbrechen, auch die Treppenhause Fenster mit balkontragenden Jünglingen und spinnenden Jungferleuten darf er nicht zertrümmern; und obendrein muß er nicht nur Rücksichten nehmen, sondern soll auch noch Alles „schön“ finden. Ein wahrer Wohnkünstler kann also im Grunde nur Der sein, der sich ein eigenes Haus nach eigenem Geschmack in der von ihm geliebtesten Gegend baut: mögen dann seine Mittel auch beschränkt sein, er wird auf alle Fälle etwas Persönliches und in sich Geschlossenes haben können. Doch — was kann es helfen? — auch der Bewohner des großstädtischen Miethhauses wird auf den Ruhm oder das arme Recht, ein Wohnkünstler zu sein, nicht völlig verzichten wollen. Er muß versuchen, durch die Wahl und Anordnung der Möbel, durch seine Kombination der Farben und Linien, durch kunstvolle Abtönung des Lichtes Das auszudrücken, was die intime Wollust seines Herzens wünscht und was die Gesamtanlage der Räume ihm gestattet. Daß ein solches Bestreben sehr verbreitet sei, wird man nicht gerade behaupten können. In der Regel entspricht der Schablonenhaftigkeit der Wohnräume die Schablonenhaftigkeit des Möblements und erlaubt keinen weiteren Rückschluß als den auf die Größe des Geldbeutels seines Besitzers. Noch immer ist es das Ideal junger Ehepärchen, „in eine fertige Wohnung hineinzueheirathen“, deren Anordnung dann im besten Fall die Frau Schwiegermama, meist aber ein in der Mode befindlicher Tapezierer übernimmt. Daß in solcher banausischen Umgebung auch nur banausische Empfindungen keimen können und jeder kühnere Gedanke schon sich verkriecht, ist leider klar und mag uns über den heute in Deutschland herrschenden Kulturzustand betrüblichen Aufschluß geben.

Aber wie soll man wohnen, wenn man der Routine einer Schwiegermutter oder des Tapezierers förmlich mißtraut? Der Wege hat man verschiedene versucht; am Beliebtesten ist noch immer das *Brio-à-brac*-System. Es entspricht zwar durchaus nicht irgend welchen rationellen künstlerischen Anforderungen, gestattet aber immerhin einen gewissen Ausdruck der Persönlichkeit, wenn auch meist nur in der Richtung der Willkür und ungeordneten Laune. Da diese Charaktereigenschaften aber heute sehr verbreitet sind, so haben die ihnen entsprechenden Wohnungen, mit dem durcheinandergesteckten Kleinkram aller Zonen und Zeiten, im Grunde nichts Unorganisches: sie spiegeln ziemlich korrekt unser nervöses und eklektisches Zeitalter wieder. Eine Stufe höher stehen die Wohnungen, wo mit archäologischem und kunsthistorischem Blick tüchtige kunstgewerbliche Arbeiten älterer Epochen zu einem neuen,

halb alterthümlichen, halb phantastischen Ensemble zusammengestellt sind. Solche Arrangements lassen sehr viele Werthabstufungen zu und erfordern unter allen Umständen einen ganz individuellen Takt. Es lassen sich höchst eigenartige und persönliche Wohnungen von bedeutendem ästhetischen Werth auf diesem Wege zusammenstellen, und was psychologisch besonders daran erfreut, ist der kräftige Protest gebildeter Geschmacksmenschen wider den gefühllosen Schludergeist modischer Tapeziererkünste. Aber diese gebildeten Menschen wissen sich nur dadurch zu helfen, daß sie sich in die Vergangenheit flüchten, oder sie begeben sich unter den Schutz ferner Völker, wie der Japaner oder Mauren, und setzen sich dadurch entweder zu unserer Zeit oder zu unserer Volkart in bewußten Gegensatz. Ihr Mißtrauen gegen unser heutiges europäisches Gewerbe ist durch üble Erfahrungen so sehr gewachsen, daß sie von vorn herein alles Europäische, wofern sie nicht durch ein zwingendes Bedürfniß darauf angewiesen sind, aus ihrer Wohnung verbannen. So leben sie halb in der Vergangenheit, halb in der Fremde, von einem Hauch des Museums ummodert, und nur in der unvermeidlichen Ungleichartigkeit der Gegenstände, in der Launenhaftigkeit ihrer Aufstellung und in dem latent stets fühlbaren, von Pikanterie nicht freien Widerspruch gegen das sie umgebende Wohngerippe drückt sich die Existenz und Besonderheit moderner Menschen aus.

So entsteht die Frage: ob unsere Zeit denn völlig unfähig sei, die natürlichsten und alltäglichsten ästhetischen Bedürfnisse der heute lebenden Menschen aus eigenem Vermögen zu bestreiten? Noch vor weniger als zehn Jahren hätte die Antwort mit ziemlicher Entschiedenheit lauten müssen, daß solche Unfähigkeit zu konstatiren sei. Heute darf man mit etwas geringerer Entschiedenheit annehmen, daß es unserer Zeit gelingen wird, in der Kunst des Wohnens ihren eigenen Stil sich zu schaffen. Wenn in dieser Antwort ein leiser Zweifel erkennbar blieb, so möchte ich gleich anführen, daß dieser Zweifel weit weniger die schaffenden und treibenden Kräfte als die empfangenden Massen trifft. Die langen Jahrzehnte der Geschmacksverderbniß sind noch zu wenig überwunden und die Angst vor dem zweifelhaften Neuen ist noch zu groß, als daß man beim breiteren Publikum einen kräftigen Elan in der Richtung auf einen streng modernen kunstgewerblichen Stil erwarten dürfte. Man will sich nicht exponiren, will mindestens abwarten und Anderen den Vortritt lassen. Handelt es sich doch nicht um eine nebensächliche und zufällige Neuerung, sondern um eine solche, die unsere ganze alltägliche Umgebung und damit einen Theil unserer Existenz, unseres Innens- und Empfindungslebens, reformirt. Und bei dem vielfachen revolutionären Zunder, der heute in der Luft liegt, und den mannichfachen trüben Erfahrungen, die man mit glanzvoll anhebenden reformatorischen Bewegungen gemacht hat, sind die besitzenden Klassen, um die es sich zunächst hier allein handeln kann,

heute konservativer und misstrauischer denn je, zumal in Dem, was mehr oder weniger direkt auf ihre leibliche Persönlichkeit und deren innerstes Wohagen zielt. Der Einführung einer neuen Wohnkunst stehen also schon äußerlich bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Auch die innerlichen sind nicht zu unterschätzen, obwohl man, wie ich glaube, sagen darf, daß die eigentlichen Zeiten der trüben Gährung bereits überwunden sind und der künstlerisch entscheidende Durchbruch vorbereitet ist, vielleicht schon stattgefunden hat. Es ist nicht nur eine Anzahl sehr hoffnungsvoller und gut geschulter junger Talente da, es giebt auch schon eine Richtung und einen Weg, die klar erkannt und mit Entschiedenheit eingeschlagen sind, ja, man kann schon von einer gewissen Tradition reden. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß es sich in reformatorischen Bewegungen dieser Art niemals um absolut Neues handeln kann, sondern stets nur um die Auffindung des Vergessenen, Ausbildung des Keimhaften, Rückkehr zur Vernunft und Natürlichkeit. Die Kritik hat daran eben so viel Antheil wie die Produktion, ja, so unsympathisch und vielleicht anmaßend es klingen mag, sie muß die blind aufsprudelnde, hastig zupackende und vorwärtsstürzende Produktion mit kühlender, gelassener Ueberlegenheit leiten. Ich zögere nicht, zu behaupten, daß der aktiv eingreifenden Aesthetik heute wieder weitere und tiefere Aufgaben zuzuschreiben sind, als man ihr bis vor Kurzem noch gestatten wollte. Noch vielfach gilt es als „die modernste Note“ der Kritik, sich der Produktion fägsam anzuschmiegen, nur zu empfangen und zu erklären. Wir sind aber darüber klar geworden, daß eine solche Funktion der Kritik nicht mehr genügt: denn was läßt sich nicht Alles „verstehen“ und was ist, wenn es verstanden wird, nicht „gut“? Es kann aber heute auf die Einzelercheinung und ihre aus dem Zusammenhang gelöste Würdigung nicht in erster Linie mehr ankommen. Die Frage, die allen anderen vorangeht, ist: welcher Weg führt zum Ziel und welcherlei Mittel giebt es, die Produktion zu zwingen, daß sie diesen Weg geht?

Man habe keine Angst: es handelt sich hier gewiß nicht darum, unserer jungen, der Freiheit bedürftigen Produktion Handschellen oder spanische Stiefel anzulegen. Im Gegentheil: sie soll sich nach Herzenslust bewegen und tummeln können, sie mag vor Jugendübermuth sogar Purzelbäume schlagen. Nur, daß sie den Weg nicht verläßt, der einzig vorwärts bringt! Denn es wäre doch schade, wenn sie ihre Kräfte nutzlos vergeudete. Der Heilsweg aber ist, was die Wohnkunst angeht, höchst einfach. Die Formel für den innezuhaltenden Weg lautet: Alles, was der Wohnkunst dienen will, muß vom praktischen Zweck seinen Ausgangspunkt nehmen; was den praktischen Zweck ignorirt oder mangelhaft erfüllt, ist auch ästhetisch zu verwerfen oder zu beanstanden. Dieses Prinzip ist so wenig neu, daß man es bei Schnaase, Burdhardt, Springer, kurz, in jedem guten kunstgeschichtlichen Buch fast auf jeder Seite ausgesprochen finden.

kann. Zumal an der Baukunst der Griechen ist immer wieder entwickelt worden, daß sie ihre künstlerische Vollenbung nur der lebendigen Kraft verdankt, mit der sie den konstruktiven Gedanken zum Ausdruck brachte. Diese Säulen sind nicht Steine, sagt Burdhardt, sondern lebendige Wesen. Und so seien auch unsere Stühle und Tische nicht sinnlos geschmückte Hölzer, sondern lebendige Wesen.

Diesen von der modernen Produktion so oft außer Acht gelassenen Gedanken mit Energie wieder aufgegriffen und mit Fähigkeit vertreten zu haben, ist das unschätzbare Verdienst einer seit dem Oktober 1897 im Verlage von Bruckmann in München erscheinenden Monatschrift, der „Decorativen Kunst“, auf die hier im Interesse einer Erneuerung unseres Kunstgewerbes nachdrücklich hingewiesen sei. Ich muß mich den Aufzügen dieser Zeitschrift, zumal denen ihres Redakteurs, des Herrn Julius Meier-Graefe, in hohem Grade zu Dank verpflichtet erklären; auch das vortreffliche Illustrationsmaterial hat mir vielfach erst eine entschiedene Anschauung der heutigen Leistungen und Leistungsmöglichkeiten vermittelt. Neben einem sehr anerkennenswerthen Fleiß, einer großen Sicherheit des Geschmacksurtheiles und einer ungewöhnlichen Fähigkeit, den Stoff mit weitem Blick bis in die Details zu beherrschen, zeichnet sich Meier-Graefe ganz besonders durch die feste Beharrlichkeit aus, mit der er den einmal für recht erkannten Standpunkt vertritt. Auch gegen die lockendsten Sirenentöne der so verführerischen, aber praktisch belanglosen *Objet d'art*-Kunst zeigt er sich standhaft und gefest, ja, er beißt wohl etwas zu sehr den tugendhaften Jüngling heraus, der einzig zur heiligen „Logik“ betet. Doch möchte ich solchen Uebereifer nicht tadeln. Er ist bei jungen Bewegungen natürlich, vielleicht nothwendig. Je mehr dem heutigen Kunstgewerbe das Zweckgefühl geschwunden ist, desto strammer muß man ihm wieder ins Bewußtsein bringen.

Etwas bedenklicher ist, daß Meier-Graefe keine völlig genügende Fühlung mit den lebendigen deutschen Bedürfnissen hat. Er beachtet gewiß auch die deutsche Produktion, sucht zu leiten und aufzumuntern. Aber was von Tag zu Tag bei uns erforderlich ist, welche besonderen Aufgaben aus der Eigenart unserer Verhältnisse unablässig neu wachsen, was der deutsche Einwohner begehrt oder zu klarem Begehren erst verdichten möchte, dafür fehlt ihm das starke instinktive Gefühl und muß ihm fehlen; weil er nicht in Deutschland lebt und weil er nicht selbst unter uns die „Wohnkunst“ praktisch übt. Seit Jahren wohnt er in Paris und besucht Deutschland nur als Gast. Er wird zu uns zurückkehren müssen, wenn er kräftig und nachhaltig auf uns wirken will. Wir werden es ihm dann doppelt danken, was er in Paris gelernt hat. Wir werden uns freuen, einen Mann unter uns zu haben, der an der schönen Gründung von Bing, dem Kunsthaufe *L'art nouveau*, persönlich

regen Antheil genommen hat und der vom Brennpunkt des modernen Kunstschaffens aus seine starken Fühler nach allen Ländern Europas und bis nach Amerika ausstreckte. „Gallomanie“ kann man ihm nicht gerade vorwerfen: er ist eher für England und Belgien eingenommen. Aber aus dem Ton, wie er die französischen Kunstler tadelt, klingt Etwas von dem liebenden Groll heraus, den nur der Einheimische hat, und die höflichen und selbst herzlichen Verbeugungen vor deutscher Kunst kommen uns ein Bißchen gezwungen vor. Wirklich, seine Grobheit wäre uns manchmal lieber als seine Höflichkeit! Und wenn er so kräftig die Ansicht vertritt, daß die Produktion national sein soll, so wird er sich der Konsequenz nicht gut entziehen können, daß es auch die Kritik zu sein hat.

Aus Allem, was Meier-Gräfe zeigt und lehrt, geht die Wichtigkeit eines nationalen Kunstschaffens machtvoll hervor. Gerade für ein Volk, das, wie das deutsche, einen lebendigen Ehrgeiz nach internationaler Bethätigung hat, ist die schroffste nationale Konzentration unerläßliche Vorbedingung. Denn was auf dem Weltmarkt Geltung haben will, muß seine Rasseart bestimmt bekennen. Je fremder es anfangs herausfällt, desto nachhaltiger wird es später begehrt werden. Das Schaffensprinzip der modernen Kunst, daß der Gebrauchszweck praktisch erfüllt und konstruktiv ausgedrückt sein muß, ist an sich nur ein kahles und abstraktes Prinzip. Erst die individuelle Verlebendigung giebt ihm künstlerischen Werth. Wenn jedes Volk und jede Provinz den selben konstruktiven Gedanken bei den mannichfachen Gebrauchsgegenständen mit der ihnen eigenen Gefühlart ausdrückt, entsteht ein ungemeiner Reichtum an Formen, die in all ihrer bunten Verschiedenheit doch auf den einen unerschütterlichen Brennpunkt, als auf ihren Ursprung, zurückweisen. Und es ist sehr bemerkenswerth, daß sich in der modernsten Produktion, wie im ganzen Verlauf der Kunstgeschichte, konstatiren läßt, daß Alles, was gut ist, stets den Charakter einer bestimmten Volksart und eines ausgeprägten Zeitgeistes trägt. Was wir die „Persönlichkeit“ eines Künstlers nennen, sieht Dem niemals entgegen, ja, wird erst dieser doppelten Macht leimkräftigster Träger.

Hieraus geht wohl schon ganz von selbst hervor, daß es keineswegs das Ziel sein kann, die „Logik“ des konstruktiven Gedankens mit allzu viel Logik auszudrücken. Erst in den leisen Abweichungen von der Logik, in ihrer sinnvollen und phantastereichen Umhüllung, vermag sich die Rasseart eines Volksstammes naiv und unwillkürlich, und dadurch unwiderstehlich, auszudrücken. Wenn aber das Prinzip der konstruktiven Logik zunächst in etwas kahler Fassung auftrat und sich zum Theil in dieser Fassung bis heute zu behaupten wußte, so verräth sich darin der englische Ursprung unserer modernen kunstgewerblichen Bewegung. Es entspricht einem gewissen Zuge des englischen Rassetemperamentes, einen neuen Gedanken in möglichster Nüchternheit, gleich-

an noch öfter vorstellen, was rucksweise des angenommen erhalten und die „Gesund- allem Formeln en Ursprüngen seit, ein echtes nen Bewegung begrüßen. Es wenn sie etwa auch mit nach- und Hüter all s ist auch der en Wohnkunst dem Aeußeren inner, Treppen s vollkommen n und Thüren, Grundgedanke in wohlthätiger ann eine ganz gränke, Kamine nse, Schlösser innerhalb des die Beschlags- gen und über- blich, daß ein itekten sich mit tlich die Orn- ang zu bringen ir vom Grund- mmt wird, so durch Umrisse ger ausdrücken dieses Grund- en Ornamentil ologische Dar- Ausdruck be-

ist mit puritanischer Strenge, zu verwerren. Wenn oben der Gedanke selbst auf Nüchternheit hinziele, so mag man sich v. daraus wird. In C. F. A. Voysey hat diese englische Ausb. modern-konstruktiven Kunstgedankens ihre schärfste Formulirung und Meier-Graefe hat diese Formulirung, wenn auch unter d. Einschränkungen, angenommen. Was ihn bei Voysey beflieht, ist heit“, in diesem Fall also wohl die Fähigkeit, unbeirrt von d. fram der Traditionen, jegliche konstruktive Idee aus ihren unterst. herzuleiten. In der That ist diese Fähigkeit von hoher Wichtig. Architektentalent, wie denn überhaupt der Architekt bei der neu. die Führung übernommen hat. Auch Das ist mit Freude zu giebt nicht nur der Bewegung weit mehr innere Festigkeit, als von Dekorateurs und Malern ausgegangen wäre: es weist sie drücklicherem Bewußtsein auf das Haus, als den Schrein u. unserer neu zu formenden Gebrauchsstücke, hin. Aber das Haus organische und einheitliche Entwickelungsherd aller von der neu. geforderten praktischen Formen. Erst wenn das Innere mit in harmonischem Zusammenhang steht, wenn die Lage der Zim. und Flure der Entwickelung der Fassade und des Grundrisse entspricht und so sich auch im Einzelnen, in Fußböden, Fenstern in Treppengeländern und Dachkronungen, der selbe künstlerische überzeugend dokumentirt, wird auch für die innere Einrichtung e. Zwang zu harmonischem Miteinstimmen geschaffen. Es ist d. natürliche ästhetische Forderung, daß auch Tische, Stühle und Sed. und Kommoden, Deckenmalereien und Teppiche, Tapeten und Ges. und Beschläge, Vasen, Gläser und Geschirr und was immer Haushaltes gebraucht und gezeigt wird, daß alles Dies, bis auf nigel herab, von der selben künstlerischen Anschauung durchzo. zeugungswoll gestaltet wird. Aus diesem Grunde ist es sehr lä. Theil der englischen und belgischen, auch der französischen Arch. dem Entwerfen kunstgewerblicher Gegenstände befaßt und namen. mentil mit dem architektonischen Charakter des Ganzen in Einkl. sucht. Wie nun der ästhetische Eindruck der Architektur, wenn w. rig absehen, wesentlich durch Licht- und Linienverhältnisse best. sucht auch die daraus entwidelte Ornamentil in erster Linie und Farben, die den Gebrauchswert des Gegenstandes kräfti. helfen, ihre künstlerische Wirkung zu erreichen. Durch Aufstellung sayes ist aller eigentlich naturalistischen oder verflügelte sinnreich. der Krieg erklärt. Es sind demnach figürliche oder botanisch-z. stellungen nur in bewußter stilistischer Umwertung und zum

stimmter konstruktiver Gedanken erwünscht. Wo aber durch Art und Kombination der Linien (Wellen- oder Winkellinien mit liegender oder aufsteigender Tendenz) und durch rhythmisch kontrastirte, bald harmonisirende, bald absichtsvoll dissonirende Farbe das selbe Ziel mit gleicher Wucht erreicht werden kann, wird man dieser Lösung, rein prinzipiell betrachtet, den Vorzug geben müssen. In der Betonung dieses Rein-Prinzipiellen sollte man sich freilich von Pedanterie freihalten und nicht, wie Meier-Graefe gelegentlich thut, einen strebenden Künstler dahin belehren wollen, „daß Leuten wie ihm die Natur nichts mehr zu sagen hat“. Es wäre von vorn herein der Verberb der ganzen neuen Bewegung, wenn sie ihr treues empfangendes Verhältniß zur Natur opfern oder auch nur lockern wollte. Denn jede Stilisirung muß mit Geschwindigkeit zur Erstarrung kommen, die aufhört, sich ihres Zusammenhanges mit der großen Mutter Natur bewußt zu bleiben: weil einzig die Natur dem Stilgefühl Born und Gegenwicht sein kann.

So ist die Bewegung also rüstig in Gang gekommen und hat auch in Deutschland schon viele tüchtige Talente unter sich (Edmann, Köpping, Obrist, Lechter, Behrens, Länger, Hirzel, Weiß, Christiansen, Verlepfch und manche Andere). Freilich fehlt noch in Deutschland der die Richtung weisende Architekt, der sich, wie Bossen, Bonnier oder Van de Velde, bis in alle Details der modernen Wohnungseinrichtung mit der neuen Sache befaßte. Hierdurch haben in Deutschland die Ansätze noch etwas Zersplittertes, manchmal Willkürliches. Es fehlt die konzentrisch wirksame Kraft. Diese wird vielmehr einstweilen wesentlich durch die kritisch-theoretische Erkenntniß, die namentlich unter den deutschen Museumsbeamten eine feine und stolze Höhe erreicht hat, vertreten. Vor Allem jedoch ist man sich über die Richtigkeit und Nothwendigkeit des eingeschlagenen Weges in Deutschland klar, — und an Energie wird es nicht fehlen, ihn weiter zu verfolgen. Wirkt doch der Umschwung des Geschmacks und der Lebensgewohnheiten unaufhaltsam und erzeugt täglich neue, klarer erkannte ästhetische Bedürfnisse: man denke etwa nur an die Revolutionirung des gesammten Beleuchtungswesens durch Elektrizität und Gasglühlicht! Die Menschen empfinden anders, und wie diese durch die technischen Fortschritte und den gesteigerten Verkehr reformirte Empfindungsweise eine neue Dichtung- und Denkweise hervorgerufen hat, so muß ihr nicht minder eine neue künstlerische Umgebung, in der alles Das seinen konzentrischesten und zugleich behaglichsten Ausdruck empfängt, entsprechen. Diese frische Bewegung in der „Kunst des Wohnens“ spannt unsere Erwartungen; und wir Alle sind geladen, bei diesem erhebenden und anregenden Schauspiel nicht nur Zuschauer, sondern Mitwirkende zu sein: als Schaffende die Einen, die Anderen als lebendig Genießende.

Franz Servaes.

Ein Frauendrama.

Die Entwicklung des weiblichen Geschlechtes von den frühesten geschichtlichen Epochen an bis zur Gegenwart bietet, sowohl nach der rein historischen wie nach der sozialen Seite hin, eine Fülle des Interessanten; erst durch ihre Betrachtung gewinnt das Bild der allgemeinen Menschheitsgeschichte an Klarheit. Aber am Werthvollsten für Alle, die die Existenz einer Frauenfrage zugeben und ihre Lösung für eine der wichtigsten Aufgaben halten, ist die Erkenntniß der psychologischen Seite dieser Entwicklung. Es ergiebt sich aus ihr ein langames, zuerst unbewusstes, dann immer bewußter werdendes Aufsteigen des Weibes vom Gattungsgeschöpf zur Individualität. Im Urzustande war sie nichts als das gebärende, säugende, arbeitende Lastthier der Menschheit. Auch die Zeiten des Mutterrechtes, die schwärmende Feministen oft als das Goldene Zeitalter der Weibherrschschaft zu verherrlichen pflegen, sind diesem Urzustand zuzurechnen: die Kinder gehörten zur Mutter, weil ihre Zugehörigkeit zu ihr sich feststellen ließ; damit lastete aber auch die ganze Arbeit und Sorge für sie allein auf ihren Schultern und die von ihr erbaute Hütte, der von ihr gewartete Herd, die von ihr bebauten Felder mußten auch dem Manne, dem als Jäger und Krieger frei umherstreichenden, Obdach und Nahrung bieten. Sie war die Dienerin Aller und die Dienbarkeit drückte ihrem Wesen für Jahrhunderte ihren Stempel auf. Selbst als der Reichtum die Bevorzugten ihres Geschlechtes aus den Fesseln sklavischer Arbeit mehr und mehr befreite, waren sie aus den Fesseln geistiger Verklavung noch nicht erlöst.

Das Zeitalter der Renaissance weiß von einer ganzen Reihe berühmter Frauen zu berichten, aber was sie berühmt gemacht hatte, war nicht ihrer weiblichen Individualität entsprungen. Wer eine von ihnen loben wollte, Der sprach von ihrem männlichen Verstand, ihrer männlichen Begabung; männlich zu sein, war das Ziel ihres Ehrgeizes. Darum blieben auch alle ihre Leistungen stümperhaft und nur ihre Namen wurden wie Kuriositäten der Nachwelt überliefert. Die begabteren unter den Frauen fühlten die Dissonanz in ihrem Wesen; in merkwürdiger Uebereinstimmung warfen sie, tief enttäuscht, wie Elisabeth von der Pfalz, Anna Maria Schurmann, Maria Sybilla Merian, Christine von Schweden und Andere, all ihren Wissensstrom über Bord und suchten unter religiösen Schwärmern Befriedigung für das vernachlässigte Weib in sich. Aus dieser Enttäuschung wuchsen aber auch die Spuren der Wandlung hervor. Sie traten in den Frauenmemoiren des vorigen Jahrhunderts zuerst in die Erscheinung. So klingen die

Memoiren der Madame d'Epinau, die Goncourt denen Rousseaus als ebenbürtig an die Seite stellt, wie ein einziger Schmerzensschrei des gemarterten Weibes. Nicht, berühmte Frauen künstlich zu züchten, konnte das Ziel der Frauenbefreiung sein; dem weiblichen Geschlecht war die schwere Aufgabe gestellt, der inneren Verklavung Herr zu werden, die eigene Natur zu entdecken und zu entwickeln.

Am Anfang dieser Arbeit stehen wir. Daß wir uns im Anfang befinden, beweist der Umstand, daß die psychologische Entwicklung des gesammten Geschlechtes im Lauf der Jahrhunderte sich mehr und mehr im Leben der einzelnen Frau wiederholt und unsere Dichter und Denker dem sich ihnen aufdrängenden Problem nicht mehr aus dem Wege gehen können. Sie beleuchten es von den verschiedensten Seiten, aber ihr Licht ist zu schwach gegenüber dem Großen, Räthselhaften, das sich vor ihnen aufthürmt. Darum erhellen sie auch nur winzige Theile davon, die selten auf das Ganze richtig schließen lassen.

Seit den ersten dichterischen Behandlungen der Frauenfrage ist schon eine geraume Zeit verflossen und die Fortschritte sind unverkennbar. Als Björnsterne Björnsens Soava dem Verlobten den Handschuh ins Gesicht warf, weil seine Vergangenheit sich wie eine Scheidewand zwischen ihnen aufrichtete und sie von ihm vergebens gefordert hatte, was sie von sich verlangte: makellose Keuschheit, — da glaubten viele heimlich weinende Frauen, daß der Dichter das erlösende Wort für sie Alle spräche. Doch Soava war nicht lebensfähig, sie verschwand von der Bühne, und wer sie heute betrachtet, sieht nichts als die seelenlose Verkörperung einer Tendenz in ihr. Die psychologische Vertiefung fehlt.

Den Spuren des großen Vaters folgte der Sohn. Auch ihn zogen die Probleme der Frauenfrage an und er vermag sie tiefer zu erfassen, obwohl er als Dichter der kleinere ist.

In Johanna,*¹) der Heldin seines Schauspiels, das neulich im Deutschen Theater aufgeführt wurde, schildert Björn Björnson eine jener Frauen, die ihrer innerlich und äußerlich engen Heimath entwachsen sind und nun den Kampf zwischen den Pflichten ihr gegenüber und denen gegen sich selbst kämpfen müssen. Sie ist die Tochter eines Handwerkers, der früh starb und seinem Kinde nichts hinterließ als die glühende Liebe zur Musik. Auf dem Sterbebett vertraute er seinen Liebling dem Schutz eines nach seinen Begriffen braven jungen Mannes an, der überdies, als werdender Diener Gottes, noch besonders zu dieser Pflicht geweiht schien. Johanna, das weltfremde Kind, das nichts Höheres kannte als den Vater, legte vertrauend ihre zarte, sensible Künstler-

*) Johanna. Schauspiel in drei Akten. München, Albert Langen.

hand in die kräftige Faust Otars Bergheim. Ihr inneres Leben blieb davon unberührt; die Welt, in der sie heimlich lebte, war ihm und ihrer ganzen Umgebung ein unbekanntes Land. Sie war ganz allein mit ihrer Sehnsucht nach Bethätigung der großen in ihr ruhenden Kräfte, mit ihrer Liebe zum hellen Sonnenschein, der nur einzelne Strahlen bis in die niedrigen Zimmer ihres Heimes senden konnte. Die ungezogenen Brüder lärmten um sie her; Otar, der Theologe, machte seine Bräutigamsrechte geltend, und wenn die Mutter ihr zuweilen Ruhe verschaffte, so that sie es nur aus Respekt vor Johanna's Schülerinnen, die ein so gutes Stück Geld ins Haus brachten. Von den Qualen und Wonnen einsamer geistiger Arbeit mußte Niemand Etwas. Die bis ins Krankhafte sich steigende Verzweiflung, wenn die trivialsten Alltäglichkeiten Künstlerträume zerstören, erschien ihnen fremd und unheimlich. Für sie war Johanna's Musik nur ein Handwerk. Johanna selbst hatte noch keinen Glauben an sie; viel zu eng war sie mit ihrer Umgebung verwachsen, viel zu fest sah sie sich selbst schon mit der von dem Vater bestimmten Zukunft verknüpft, als daß sie jemals an die Verwirklichung ihrer Sonnensehnsucht zu denken gewagt hätte. Ohne eine helfende Hand, die sich ihr beim Sprung über den Abgrund entgegenstreckte, hätte sie ihn nicht gewagt.

Börnson, der seiner Heldin keine starke eigene Kraft verlieh und uns daher auch von ihrem Genie nicht recht zu überzeugen vermag, schickte ihr, statt eines, gleich vier Retter entgegen. Der Unglaublichste und Ueberflüssigste von Allen ist der alte Onkel Sylow, theils eine Reminiscenz an den antiken Chor, der die Handlung erklärend begleitete, theils an die Raisonneure des französischen Salonstückes, die nur der Mund des Dichters und seine schlagfertigen Aphorismen sind. Onkel Sylow erkennt die Begabung seiner Nichte und überzeugt sie von ihr, Onkel Sylow will, daß sie, fern von Rauch und Geräusch, erster Klasse in die weite Welt hinausfährt, Onkel Sylow sieht in Otar das Ungeheuer im Märchen von der Prinzessin und veranlaßt die Aussprache zwischen dem Brautpaar, Onkel Sylow zerbricht schließlich die letzte Fessel, das Versprechen an den sterbenden Vater, indem er den Bräutigam, der seinen Platz nicht verlassen will, als den doppelt Wortbrüchigen hinstellt, der sein Wort, Johanna zu schützen und glücklich zu machen, nicht gehalten hat, Onkel Sylow führt sie schließlich selbst zum Hause hinaus, dem Beruf, der Freiheit entgegen. Der zweite Retter ist der „Dichter“, der interessante, blasse, müde Mann, das bekannte Ideal aller Backfische. Bei einem Souper, deren Veranstalter Johanna „entdeckt“ haben und sie als gesellschaftlichen Bekkerbissen ihren Gästen vorführen, lernt er sie kennen. Man weiß nicht recht: ist er ehrlich interessiert für das naive Mädchen und ihre ringende Begabung oder strebt er nur danach, sie für sich selbst zu gewinnen. Auch er glaubt an ihre Kunst, stärkt ihre Hoffnung auf die Zukunft; doch als er

erfährt, daß sie Braut ist, giebt er Glauben und Hoffnung auf und läßt sie, die plötzlich sehend Gewordene, zurück. Ein karikirter Impresario ist der dritte Retter. Unangemeldet tänzelt er ins Zimmer. Er hat von dem neuen star gehört und bietet Johanna den Vertrag zu einer Konzertreise an. So hat der Onkel ihr Vertrauen in die eigene Kraft, der Dichter den Zweifel an der Durchsetzung ihres Wesens im Rahmen ihrer Umgebung, der Impresario ihren Ehrgeiz geweckt. Aber noch ein vierter Retter mußte kommen, damit auch noch die eine Seite ihres Gemüthes in Schwingung gerieth, die bisher tonlos war: die Liebesehnsucht.

Astrid Pihl, eine der besten Gestalten des Schauspiels, die Freundin Johannas, ist ein lebensprägendes Geschöpf, dessen ganzes Selbst in Liebe aufgeht. Sie ist von der Art jener Frauen, die gar nicht begreifen können, daß es im Dasein ihrer Geschlechtsgenossinnen eine andere Triebfeder geben kann als Liebe. Sie sieht Johanna in dem Augenblick, wo ihr schwankender Lebensbau unter den Steinwürfen von außen zusammenbricht, und hat für ihr Unglück nur eine Erklärung: Liebe. Und so bringt sie durch glühende Worte und spitze Redereien Johannas Blut in Wallung, und wenn sie auch Ström, den Dichter, noch nicht liebt, so steigt doch das verlockende Bild heißen Liebesglückes vor ihr auf und verstärkt ihren Freiheitsdurst. Trotz Alledem findet sie den Weg aus ihrem Gefängniß nicht allein: Astrid muß ihr durch eine Einladung die Brücke bauen, der Onkel muß sie, wie die Gouvernante das wohlgezogene Prinzesschen, hinüberführen, nicht ohne zu versichern, daß er gleich zurückkehren werde, um die entsetzte Familie zu beruhigen.

Wenn der Vorhang sich hinter dem Flüchtling senkt, fragt man sich unwillkürlich: wäre sie aus eigener Kraft, ohne diese vier Retter, auch gegangen? Nein; die Macht der Gewohnheit, der Respekt vor der Moral ihrer Umgebung wären stärker gewesen als die Macht der Kunst und der Freiheitssehnsucht. Sie wäre, in dem Gefühl, durch ihre Ergebung in den Willen des sterbenden Vaters, durch ihre Selbstaufopferung ein gutes Werk zu thun, dem robusten Theologen gefolgt, sie hätte ihr eigenstes Wesen Stück für Stück von ihm zerbrechen lassen und aus dem Schauspiel wäre eine Tragödie geworden, — die Tragödie all der wandelnden Schatten, die nichts mehr sind, von keinem jubelnden Glück und von keinem rasenden Schmerz mehr Etwas wissen, die stillen, entsagenden Frauen mit blassen, blutleeren Kindern ohne rechte Lebensfreude und Lebenskraft.

Johanna ist keine Heldin; das Schauspiel, dem sie den Namen gab, ist nur eine Studie zur psychologischen Entwicklung des weiblichen Geschlechtes, aber sie giebt, wenn nicht als Ganzes, so doch in einzelnen ihrer Theile, ein klares Bild wirklicher Zustände und weist auf eine Seite der Frauenfrage hin, die von den Vorkämpfern der Frauenbewegung fast ganz außer Acht gelassen wird.

Ntar Bergström, Johanna's Bräutigam, ist kein „Ungeheuer“, wie Onkel Sylow sagt. Er ist ein zärtlich liebender, ungestüm empfindender Mann, der, demüthig wartend, um Johanna's Liebe wirbt. Er würde sie einmal auf Händen tragen, ihr das Leben leicht machen, so viel er kann, durch keine Untreue ihr Vertrauen verschmerzen. Aber er will sie ganz; mit Leib und Seele und Geist begehrt er sie zu seinem Eigenthum; sie darf keine Welt haben, in die ihm der Eintritt versagt bleibt: „Der Glaube, daß sie mein werden soll, da gehe ich und warte und arbeite dafür,“ erklärt er. Daß etwas Anderes mehr als ein Spielzeug für sie Beide, daß es der Inhalt ihres Lebens sein könnte, bleibt ihm unsagbar. Er findet keine andere Erklärung für ihren Wunsch, fort reisen, lernen, arbeiten zu dürfen, als daß „seelenmordende Verführung, Eitelkeit und Schmeichelei“ sie verlockt haben. Für ihn steht Johanna's Kunst nicht höher als jeder andere dilettantische Schmutz des Hauses. So hat er ein Gesuch um ein Stipendium einmal selbst für sie geschrieben; und als sie ihn daran erinnert, in dem Glauben, daß er ihre Kunst doch damit habe fördern wollen, sagt er: „Ach, so ein Stipendium, das bekommt Einer doch nie das erste Jahr, und im zweiten vielleicht auch noch nicht,“ und fragt, erstaunt über ihren Ausruf: „Du bist mit dem Gedanken herumgegangen, daß es mir nicht glücken sollte!“: „Findest Du Das so sonderbar?“ Sonderbar wäre es ihm nur erschienen, wenn ein Mann das Weib seiner Wahl in ihrem selbständigen Beruf ernstlich fördern und damit ihre Verechtigung dazu anerkennen wollte. Den Mann macht der Beruf nicht zum Geliebten, zum Gatten untüchtig, das Weib aber, das einen Beruf ergreift, geht der Liebe und der Ehe dadurch verloren.

Das ist Bergströms Theorie, keine ungewöhnliche und keine verabscheuungswürdige, aber eine, die ihn bis zum Neufsersten um Johanna kämpfen läßt. „Soll ich denn meine Kunst opfern?“ fragt sie und er entgegnet: „Sie nimmt Dich von mir, ehe Du mir Dein Herz ganz gegeben hast, so wie Du es geben mußt, um unseres Glückes willen.“ Dieses Glück besteht für ihn in dem Leben des in seinem Beruf ehelich arbeitenden Mannes und der häuslichen, nur für ihn, mit ihm und durch ihn lebenden Frau. Es ist das Ideal der alten Familie, das er vor der Zerstörung retten will.

Die psychologische Entwicklung des weiblichen Geschlechtes führt mit Nothwendigkeit zu dieser Zerstörung, eben so wie seine soziale Entwicklung in den Kreisen des arbeitenden Volkes bereits dazu geführt hat. Wer Das einsieht und eine Neugesaltung der Familie sich nicht vorzustellen vermag, Der muß alle Kraft daran setzen, diese Entwicklung zu rückzuhalten. Er hat ein Recht auf unser Verständniß, ja, wenn wir von der Ruhlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt sind, auf unser Bedauern. Ntar Bergheim wäre deshalb die einzig tragische Figur in Björnsons Drama, wenn er ihn

etwas weniger hart und schroff gestaltet hätte. Johannas Schicksal, in das sie hineingetrieben wurde, wird sich erst von dem Augenblick an, wo sie die Heimath verläßt, zu einem tragischen gestalten. Sie ist nicht das Genie, dem die Kunst dauernd Alles sein wird, sie hat aber auch nicht den Charakter und den Verstand, um Leben und Kunst in Einklang zu bringen. Das ist eine Aufgabe, an der heute noch fast alle Frauen scheitern. Sind sie nicht überschraubte Vernunftmenschen mit klarem Kopf und kaltem Herzen und nicht nervöse Zwittergeschöpfe mit zersplitterten Gedanken und Gefühlen, so wandelt sie oft die selbe Verzweiflung an wie Johannes und sie möchten in solchen Stunden ihr Selbst, ihr Bestes, sei es nun Kunst, Wissenschaft oder ein anderer, innerlich empfundener Beruf, zum Opfer bringen, um das Glück der Familie zu retten. Sie möchten die Freiheit haben, ihr ganzes Wesen zu entfalten, das in dem Treibhaus der heutigen Mädchenerziehung jämmerlich verkümmert; sie möchten die Welt nicht nur aus den Fenstern ihres Zimmers sehen — einer berliner Stube meist, die nur auf den Hof hinausführt und in die kein Sonnenstrahl eindringt —, sie möchten selbständig auf eigenen Füßen stehen und, einmal verheirathet, nicht durch Küche und Kinderstube, Groschenzählen und Wäschecliden abgehalten werden, an den großen Fragen der Menschheit lebendigen Antheil zu nehmen und da thätig zu sein, wo Talent und Reigung sie hinführen. Sind diese Wünsche erfüllbar? Sie müssen erfüllbar sein, denn wären sie es nicht, so müßte das weibliche Geschlecht seine Befreiung aus dem stumpfen Sklavendasein der Vergangenheit verfluchen; sie hätte ihm dann nur die Erkenntniß des Großen und Guten, ohne die Möglichkeit, es zu erreichen, die Sehnsucht nach der Freiheit, aber nicht die Freiheit selbst gebracht. Und sie werden sich erfüllen, wenn es heute auch nur für einzelne besonders Begünstigte möglich ist: denn an diesem Punkt verschwimmen die eigentlichen Grenzen der Frauenfrage und erweitern sich auf der einen Seite zu einer ökonomischen und sozialen, auf der anderen zu einer Männerfrage. Die ökonomische und soziale ist so umfassend und erfordert ein so gründliches Eingehen, daß sie an dieser Stelle nur flüchtig gestreift werden kann. Für die geistige Befreiung der Frau und die reichere Bethätigung ihrer Kräfte ist die Befreiung aus materieller Gebundenheit die nothwendige Voraussetzung. Centralküchen, Centralwaschanstalten, Centralheizung und durchgehende Beleuchtung mit elektrischem Licht wären schon ein Mittel, um zahllose Frauen vor geistiger Verkümmern zu retten und ihnen Zeit zu einem selbständigen Beruf zu geben. Herabsetzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Löhne, leicht zugängliche Lesesallen, Museen und Aehnliches würden in Verbindung damit den Frauen des arbeitenden Volkes, deren geistige Fähigkeiten gerade durch den ihnen in Folge ihrer traurigen wirtschaftlichen Lage aufgezwungenen Beruf unausgebildet bleiben, den Anfang

einer Entwicklungsmöglichkeit bieten. Die Männerfrage aber, zu der Björnsons Schauspiel hinüberleitet, muß zur selben Zeit einer Lösung entgegengehen. Mit einem Otar Bergheim kann eine Johanna sich nicht verbinden, viel weniger ein wirklich reifes, freies Weib, — und Otar Bergheims sind fast alle Männer. Das Weib ist mein Eigenthum: Das ist ihr Gedanke von der Ehe. Wie die Frauen äußerst selten sind, die auf der materiellen und sozialen Grundlage des heutigen Lebens zur vollen Selbstbefreiung und inneren Harmonie gelangen, so sind die Männer vielleicht noch seltener, die, unter bewußter Aufgabe vieler Bequemlichkeiten, Traditionen und eingewurzelten Vorurtheile, sie nicht nur dazu kommen lassen, sondern auch im Stande sind, auf einer völlig neuen Lebensgrundlage mit ihnen glücklich zu sein. Das Glück der Ehe sieht für fast Alle wie ein eng umfriedetes warmes Zimmer aus, in dem die sorgliche Hausfrau das Kaminfeuer ansacht und nur die Lampe ihren Dämmererschein verbreitet; daß es ein heller Tag sein soll, den Beide im Licht der Sonne durchwandern und durchkämpfen, als ein Paar treuer Kameraden, Jeder auf den eigenen Stod gestützt und die eigenen Waffen führend: Das dünkt sie fremd, unheimlich. Darum kämpfen sie auch gegen die Frauen mit der Sonnensehnsucht und ziehen die vor, die sich vor der frischen Luft fürchten. Aber die Entwicklung werden sie nicht aufhalten. Sie wird noch viel Zwiespalt und Zweifel bringen, viel Glück zerstören und Herzen verwunden, ehe sie zu einer Neugestaltung der Stellung von Mann und Weib zu einander geführt haben wird. Denn auch eine andere Art der Liebe wird ihre Folge sein. Im Anfang der Menschheit war sie nur rohe Begierde; sie veredelte sich mit dem Kultus der Schönheit; sie vertiefte sich durch das Mitleid mit dem schwachen Geschlecht; aber erst, wenn sie im Weibe den ganzen Menschen umfaßt, wird sie zu jener Macht geworden sein, die die Welt überwindet.

Herrenliebe, wie die Otars Bergheim, ist eine Kränkung für jede echte Frau; sie beraubt sie ihres Menschenthumes und erniedrigt sie zu einer bloßen Sache. Darum zeugt es von viel tieferem Verständniß für die Psychologie des entwickelten Weibes, wenn Johanna sich von dieser Liebe zurückgestoßen fühlt, als wenn die Liebe ihres Verlobten Svava beleidigt, weil sie nicht das erste keusche Gefühl seines Herzens ist. Vielleicht gelingt es dem jungen Björnson noch einmal, mehr als eine flüchtige Studie zur Psychologie der Frauenfrage zu liefern und eine Heldin zu schaffen, die aus eigener Kraft die Konflikte zu lösen vermag, die das Leben jeder Frau in seinen Grundlagen bedrohen.

Lily Braun.



Hunhilde.

Swar Agasson, der Sohn des alten Pastors Jonas, war zum Gegenstand endloser Gespräche für die Fischer der kleinen Insel Hinde, ja, für die Bewohner der ganzen Nordküste geworden. Die Einen verehrten ihn als einen Heiligen, die Anderen fürchteten ihn als einen Besessenen und die sogenannte intelligente Jugend Swolwars, des winzigen Städtchens, das in dieser verlorenen Ecke Norwegens die Rolle der tonangebenden Großstadt spielte, hielt ihn einfach für verrückt, wenn nicht für einen schlauen Schwindler. Das Pfarrhaus, wo Swar geboren wurde, stand dicht am Meeresstrande auf einer hohen Felsenwand. Seine Hinterfront berührte fast den steilen Felsen, der sich nach dem Süden hin sanft senkt, um einem klaren Gebirgssee als dunkle Granitshale zu dienen. Weiter dem Norden zu gliperte und bligte wie ein Riesendiamant das durchsichtige Weiß eines Gletschers, der in ewig gleicher Pracht zwischen geheimnißvollen schwarzen Felsblöcken ruhte. Hinter dem Hause, aus dem kleinen Gärtchen, führte eine schmale, in den Fels gehauene Treppe mit ausgetretenen Stufen nach der schmalen Bergplatte. Eine hohe Fahnenstange war dort eingefügt, auf der man während der dunklen Sturmnächte eine große Laterne befestigte. Eine alte, halb verfallene Bank stand darunter. In Föhnen des steilen Felsens aber dehnte sich die graue, launenhaft ausgezackte Rebellinie der Fjordküste. Mit dumpfem Gebrüll jagten die ewigen Wellen einander, als ob sie sich in den steinernen Wall, der ihnen den Eintritt in das Land versperrte, festbeißen wollten. Ueber ihre grauen Köpfe hinweg konnte der Blick die steinernen Felsenwände anderer Inseln erreichen, wo kein freundliches Grün mehr zu entdecken war und die nur noch das braune Mooskleid trugen, als Schutz gegen die grausame Kälte des langen Winters.

Swar Agasson war bereits dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Das kleine Völkchen seiner Insel betete ihn an; er widmete auch wirklich sein ganzes Leben den Mitbürgern. Er lehrte die Kinder in der Kirchenschule, pflegte die Kranken und tröstete die Unglücklichen, heilte die schwersten Wunden und schlichtete die giftigsten Familienstreitigkeiten, — kurz, er war Alles für die Bewohner der Insel Hinde und wußte Jedem, der ihn ansprach, irgend einen Rath zu geben, der von biblischer und weltlicher Weisheit zeugte. Doch nicht diese Wohlthätigkeit Swars war die Ursache der zahllosen Legenden, die sich an seinen Namen knüpften. Die alten, runzligen Fischermütterchen erzählten oft leise flüsternd geheimnißvolle Geschichten, über die Swar selbst nur ungern sprechen hörte. Er wich fast ängstlich jeder neugierigen Frage über diese Dinge aus; doch der wißbegierige Fremde, der auf der Nordkapreise an der kleinen Insel Halt machte, konnte von den schwaghastigen Bewohnerinnen Hindes die Geschichte einer furchtbaren Nacht hören.

Vor drei Jahren war es, als die kleine Fischergemeinde nachts plötzlich durch trauriges Glockengeläut geweckt wurde. Entsetzt sprangen die Männer auf; sie dachten, irgendwo müsse Feuer ausgebrochen sein, und stürzten athemlos nach der Kirche. Dort fanden sie Swar. Halb entkleidet stand er da und starrte leichenbleich, mit fieberhaft glänzenden Augen, vor sich hin. Er hatte an dem Glockenstrange gezogen.

„Rasch, rasch!“ rief er den ankommenden Fischern zu. „Rasch das Rettungsboot parat. Lars Worum mit seinen Söhnen ist dem Ertrinken nah, — draußen, neben der Insel Solfa.“

Die Männer gehorchten eilig. Zwar wickelte sich in den Well, den ihm sein Vater über die Schultern warf, sprang als Erster in das Boot und griff nach dem Steuerruder. Das Rettungsboot flog, vom starken Nordwest getrieben, über die Wellen und stieß drei bis vier Meilen weiter wirklich auf ein gekentertes Fischerboot. Drei Menschenköpfe tauchten noch über den Planken hervor — es war der alte Worum mit seinen beiden Jungen. Den dritten hatte eine Welle bereits hinweggespült.

Am anderen Tage puzten die drei Verretteten wieder an ihren Fischergeräthen, als ob nichts Besonderes geschehen sei. Auf die Frage, ob sie irgend ein Nothsignal gegeben hätten, antworteten sie, mit kurzem Achselzucken, das Unglück sei so plötzlich geschehen, daß an so was gar nicht zu denken gewesen sei; sie hätten kaum Zeit gehabt, ihre Messer in die Planke des gekenterten Bootes einzubohren und sich daran festzuhalten. Nun wandten sich die Neugierigen an Jwar, um von ihm zu erfahren, woher er das Unglück denn eigentlich erfahren habe. Er antwortete eben so kurz, er habe einen seltsamen Traum gehabt, und bat, nicht weiter in ihn zu dringen.

Ein anderes Mal führte Jwar seine Mitbürger, während ein schreckliches Schneewetter tobte, nach einem Felsenpaß, wo sie zeitig genug ankamen, um einen verirrtten Postboten vor dem Erfrieren zu retten. Im selben Jahr — es war kaum Frühling geworden — schickte er ein paar Boote nach der Insel Westwege aus. Sie fanden bald ein Dampftrawl, auf dem noch der Kapitän mit zwei Matrosen an der Mastspitze sich über Wasser hielten, halbtot vor Schreck und Erschöpfung. Solche Fälle konnten die hindener Fischerfrauen zu Duzenden aufzählen. Zwar's Zweites Gesicht hatte bereits Hunderte von Unglücklichen gerettet, in jenen dunklen Sturmächten, wo der scharfe Nordwest die Fischerboote aus dem breiten Westfjord in die tosende Endlosigkeit des Meeres hinaustreibt und die vorbeifahrenden Schiffe in schreckliche Untiefen zertr, die nicht weniger grausam und geheimnißvoll sind als der räthselhafte Malstrom.

Der alte gelehrte Pastor beantwortete alle Fragen der Neugierigen nach dieser übernatürlichen Fähigkeit seines Sohnes mit Bibeltexten und behauptete ruhig, sein guter Junge sei vom Herrn des Himmels auf die Erde geschickt worden, um das Licht seiner Lehren durch lebendiges Beispiel zu verkünden. Doch die Segenswünsche, mit denen die westlicher Bürger und die Bewohner der ganzen Insel Jwar bei jeder Gelegenheit empfingen und geleiteten, konnten nicht verhindern, daß der gutherzige Vater durch die geheimnißvolle Empfindsamkeit des angebeteten Kindes entsetzlich leiden mußte. Oft weckte ihn Jwar in tiefer Nacht, wenn der brausende Sturm um das kleine Pfarrhaus heulte. Mit brechender Stimme rief er dann verzweifelt: „Vater, Vater, — es steht wieder schlimm am Malstrom! Da hat es wieder das arme Fischerboot hineingezogen, — sieh nur! Sieh, Vater, wie es im grausamen Strudel treibt! Ach, die Unglücklichen! Vier sind's, Vater! Jetzt schleudert sie die die Welle heraus . . . über Bord! Hörst Du den jammervollen Schrei? Und nun ist es aus! Sie sind nicht mehr! Ach, Vater, welch grauenvolles Bild!“ . . . Mit schwerem Stöhnen sank dann der gequälte Jüngling halb ohnmächtig auf sein Bett nieder, während der gute Pastor den Nest der Nacht für das Seelenheil der Ertrunkenen betete, für die ewige Ruhe der namenlosen Opfer des nordischen Meeres.

„Deshalb ist die hohe Stirn unseres Zwars trotz seiner Jugend von tiefen Falten durchfurcht“: damit schlossen die alten Fischerweiber ihre Erzählungen; „deshalb sieht man in seinen schönen braunen Locken schon manche silberne Fäden.“

Doch der geheimnißvolle Zug gab der Schönheit Zwars nur noch mehr Reiz. Alle Mädchen von Westerode beteten den jungen Pastorssohn an, wagten aber nicht, ihm ihre Gefühle zu offenbaren, und beneideten im Innersten ihrer Seele die hübsche Meta Wotwald, die Tochter des Fischerei-Inspektors in Swolwar und Zwars verlobte Braut.

Meta und Zwar waren seit ihrer Kinderzeit verlobt gewesen. Ihre Väter waren alte Freunde noch von der Zeit her, wo sie Beide die lateinische Schule in Drontheim besucht und später die Vorlesungen des berühmten Munk auf der Universität von Christiania gehört hatten. Nach Schluß der Studien kehrte der Fischerssohn Wotwald nach Swolwar zurück, um die Stelle des Fischerei-Inspektors anzunehmen, während Agasson zum Pastor von Mesadal ernannt wurde, dem kleinen Dorf auf der Insel Hinde, das schon sein Ahn Asmund Aga einst zu seinem Wohnsitz erwählt hatte. Im neunten Jahrhundert wanderte dieser rauhe Krieger mit seinen Waffengenossen aus dem mittleren Norwegen ein und seit der Zeit wurden alle Agassons entweder zu Gemeinde-Keltesten oder zu Pastoren auf Westerode gewählt. Die Frau des Pastors Tomas starb bei der Geburt Zwars, doch der Vater wußte dem Kinde die Mutter zu ersetzen. Der zarte, nervenschwache Knabe mit den großen Träumeraugen war von seinem schon alternden Vater unvertrennlich. Beide gingen zusammen in die Kirche und in die Wohnungen der Kranken, durchflogen zusammen die bligende Eisfläche des Sees während der langen Winterwochen und segelten im Sommer zusammen über die stürmischen Wellen der Fjorde. An den endlosen Winterabenden erzählte der Pastor dem aufmerksam lauschenden Jungen von den alten Zeiten, wo die tapferen Könige ihres nordischen Vaterlandes England, Frankreich und Sizilien eroberten, vom Helden Harald, der dem Kaiser von Byzanz gebient hatte, und von ihrem eigenen Ahnherrn, dem berühmten Asmund Aga, der elf Kirchen in dem grünen Irland geplündert und verbrant und sich eine schwarzhaarige Gattin aus Neapel erbeutet hatte, die erste Frau, die den „Weißen Christ“ auf der heidnischen Insel anbetete. Noch ehe er ordentlich lesen konnte, wußte Zwar alle Märchen und Legenden auswendig, die unter den Fischern Westerodes verbreitet waren. Und er glaubte fest und unerschütterlich, daß der Gletscher von Mesadal der Sattel der Eiszungfrau sei, den sie einst bei der Verfolgung des schwarzen Riesen verloren hatte. Ihr Pferd stürzte von der unermeßlichen Höhe des Himmels ins Meer und dabei fiel der Sattel auf den hohen Berg herunter, wo er bis jetzt liegen geblieben ist, glitzernd in den Strahlen der niedrigen Polarsonne, unter der Hut der schwarzen Riesen, die von der weißen Eismaid in steile Felsklippen verwandelt worden waren. In den stillen Mondnächten des langen Winters, wenn der ewig eisfreie Streifen der Meereswogen silbern am Horizont blühte, schien es Zwar oft, als ob ein weißer Schatten auf den Gipfel von Mesadal geflogen käme; dann erhob sich aus der Tiefe des Fjordes die nebelgraue Gestalt eines Riesenrosses, um alsbald in der sich verdichtenden Dämmerung zu verschwinden. Die Eismaid war, die ihrem Wolkentroß den Eisattel auflegte und nach dem durchsichtigen Palast des Eisreiches sprengte.

So wuchs der Knabe wie eine wilde Pflanze inmitten der phantastisch belebten Natur auf. Seine tief empfindende Seele ward durch die majestätische Schönheit des Nordens fast erdrückt. Sein erwachender Verstand konnte mit dem poetischen Ueberchwang seiner Phantasie nicht gleichen Schritt halten und so wurde zwar bald zum Spielzeug von allerlei Halluzinationen. Einmal — er war etwa zwölf Jahre alt — fand ihn der Vater auf der Felsplatte in tiefer Ohnmacht. Ein langwieriges Nervenfieber hielt ihn Wochen lang an das Bett gefesselt, wo er unaufhörlich von irgend einem Verbrechen, einer furchtbaren Gräueltat phantasierte. Nach der Genesung erzählte er dem Vater, dem er Alles anvertraute, die Ursache seiner Krankheit.

„Ich bin zum Mast hinaufgestiegen,“ sagte er, „um vor dem Schlafengehen noch einmal die Sterne zu bewundern. Plötzlich hörte ich ein schwaches Geräusch unten am See, hinter unserem Hause. Ich wandte mich um und erblickte an der Stelle, wo unser Viehhof steht, ein ganz fremdes, seltsam aussehendes Holzhäuschen mit hohem, spitzigem Dach, das in hellen Flammen stand. Ein Ring von wild aussehenden Männern in alterthümlichen Rüstungen, über die dunkle Bärenfelle fielen, umgab das Feuer. Sie zückten ihre Waffen — kurze Schwerter und lange Speiße — und schrieten unverständliche Worte. Und nun sprang plötzlich aus der brennenden Hütte ein Mann mit langem, wallendem blonden Haar heraus; ein blendend schönes Weib folgte ihm. Beide hatten bloße Schwerter in den Händen. Die wilden Männer stürzten sich auf den Krieger und er fiel nach kurzem Kampf blutend zu Boden. Inzwischen packte einer der rauhen Kämpfer das schöne Weib bei den Armen, riß ihr das schwere Schwert aus den zarten Händen und schleppte sie auf die Felsplatte, dicht in meine Nähe. Er war offenbar der Anführer der ganzen Horde; sein Gesicht war finster und stolz unter der spizen Eisenhaube. Er trug goldenen Waffenschmuck und einen runden, ebenfalls goldenen Schild. Der wilde Mann und das schöne Weib standen bald neben mir, schienen mich aber nicht zu sehen. Er sprach zu ihr in einer Sprache, die mir fast wie die unsere, nur etwas rauher und dumpfer, klang. Allein ich konnte die Worte nicht verstehen. Sie sah weiß wie frischgefallener Schnee aus und ihre großen Augen glühten in prophetischem Glanz. Das lange goldene Haar rieselte bis zu ihren Füßen nieder und das zerrissene Hemd bedeckte kaum ihre weiße Gestalt. Mit wilden Blicken verschlang sie der Mann und griff endlich nach ihr; sie aber riß sich von ihm los und schrie ihm ein paar Worte ins Gesicht. Etwas Schreckliches mußte es sein, denn er erbehte und bedeckte seine Augen mit den Händen. . . Und dann sprang sie von dem Felsen in das Meer hinunter. . . Was später geschah, weiß ich nicht mehr.“

Doktor Peterfen aus Smolwar, der den Jungen während seiner Krankheit behandelt hatte, rieth dem Pastor, die Nervosität des Sohnes zu beachten, ihm keine Legendenbücher mehr zu geben und ihn der Einsamkeit zu entziehen, denn er erkannte bald, daß die von ihm verschriebenen kalten Douchen und das Bromkali nicht viel nützten. Je älter zwar wurde, desto räthselhafter gestalteten sich seine Träume. Geheimnißvolle Visionen umschwebten ihn fortwährend. Besonders oft glaubte er, ein Weib zu sehen, ein Weib von unaussprechlicher Schönheit mit durchsichtig weißem Leib und langfluthendem Goldhaar. In den schönen Sommernächten flog es in sein Zimmer hinein und brachte einen seltsam süßen

Geruch frischen Seewassers mit. Das geheimnißvolle Wesen setzte sich an sein Bett und betrachtete den Schlafenden mit den abgrundtiefen, grünlich schimmernden Augen, deren Blick Zwar dann Tage lang nicht vergessen konnte. Das Lächeln der bleichen Lippen der schönen Vision zog ihn unwiderstehlich an, wie der Maststrom die Schifferboote anzieht, und die kalten Wassertropfen, die von ihrem Haar herabrieselten, brannten auf seiner Brust wie Feuerfunken. Manchmal bückte sie sich über Zwars Gesicht, als ob sie seinen Mund küssen wollte, sagte dann aber sofort mit dumpfer, trauriger Stimme: „Nein, nein, noch ist es nicht Zeit. Ich muß noch warten.“ Dann wieder sang sie ihm wehmüthige Lieder vor, süße Weisen, die den Hauch des ehrwürdigen Alterthumes herwehten. Zwar kannte diese Sprache aus den alten Chroniken und konnte die Worte verstehen, die vom Kampf des Guten mit dem Bösen sprachen, vom Weltuntergang und vom Tode der goldenen Sonne — Baldurs —, von der Liebe der Valkyre zu einem sterblichen Menschen und von der Götterdämmerung. Eine weiche Rattigkeit ergriff den Jüngling in solchen Augenblicken. Er hätte gern in einem Kuß der bleichen Lippen vergehen mögen, er sehnte sich nach dem seltsamen Wassergeruch des körperlosen Leibes, nach dem zauberhaften Ton der leisen, traurigen Stimme. Die geheimnißvolle Erscheinung durchdrang förmlich alle Poren seines Leibes und bemächtigte sich seiner Seele, als sei sie wirklich ein Theil seines Blutes und seines Gehirns geworden.

Zum Glück waren diese tödlich-süßen Träume eben so selten wie die stillen warmen Tage des kurzen nordischen Sommers. Wenn die herblichen Stürme das alte Pfarrhaus umwehten, erschien das schöne Weib nicht mehr; nur die leise, traurige Stimme ließ sich noch manchmal unter dem Fenster Zwars vernehmen. Sie klang noch trauriger, noch geheimnißvoller als sonst. Tief unten am Meeresstrande hörte es Zwar singen von Schicksal der Valkyre, die für den auf dem Schlachtfelde verwundeten Sterblichen in Liebe entbrannte. Sie kam vom Himmel herab geritten, um seine Seele hinauf zu tragen in Odins Festsaal, wo das Licht der goldenen Schilde die Schatten der tapferen Krieger heller als die Sonne bestrahlt. Doch die Seele dieses Verwundeten war durch feste Bande an den Leib gebunden und wollte nicht fort von der Erde. Da vergaß die Wunschmaid Odins das Gebot des Vaters und verband die Wunden des jungen Helden. Seitdem mußte sie neben ihm auf der Erde leben und ihm auf allen Wegen folgen, sie durfte ihm ihre Liebe nicht gestehen und mußte still leiden, daß der Geliebte sterbliche Frauen an sein Herz drückte, bis Freya sich endlich der Unglücklichen erbarnte und die Göttin, der die Himmelsthür verschlossen blieb, in eine sterbliche Frau verwandelte, damit die Wunschmaid, der ihre liebevolle Gottheit zur Last wurde, wenigstens zur Magd des geliebten Mannes werden durfte.

Durch die innere Arbeit der Phantasie verwandelte Zwar die leblose Natur in ein lebendiges Märchendrama und entzog seine Aufmerksamkeit der wirklichen Welt. Es störte ihn fast, wenn Meta zu Besuch da war. Sie war zu einem übermüthigen, rothbäckigen Backfisch erwachsen, dessen blendend weiße Zähne wie eine Doppelschnur orientalischer Perlen zwischen den korallenrothen Lippen sichtbar waren. Als Knabe hatte Zwar mit dem Kinde gern gespielt und dem erschaut dreinblickenden Mädchen seine Träume und Phantasien erzählt. Damals schon

lachten Metas schwarze Neuglein, wenn er ihr etwas Schreckliches in bangem Flüsterton zu erzählen begann und kalte Schauer über seinen Rücken rieselten. Die vollen, weißen Arme des verwöhnten Stadtkindes schlangen sich um Zwars Nacken; sie küßte ihm die Angst von den fieberhaft glänzenden Augen und fragte neckisch, während sie sein heißes Gesicht mit ihren Voden wie mit einem blonden Schleier bedeckte, ob seine lieben Bekannten, die Valkyren und Wassernixen, auch so prachtvolles Haar hätten wie sie, die kleine Meta aus Swolwar. Als erwachsene Jungfrau war sie auf den schönen und klugen Bräutigam nicht wenig stolz, obgleich sie weder an seine Träume noch an die Erzählungen der Fischermädchen von den geheimnißvollen Heldenthaten des jungen Pastorsohnes glaubte. Sie war ein herzensgutes Geschöpf, aber natürlich ein Bißchen eitel, wie alle verwöhnten Mädchen. War sie doch das anerkannt schönste Mädchen der Stadt, dem bei den Winterfesten selbst der Chef der Telegraphenstation und der Bootskapitän den Hof machten, während im Sommer alle Lieutenants und Fähndiche des königlichen Transportschiffes „Trem“, das alljährlich die Lebensmittel für den Leuchtthurm herüberbrachte, sich in das schöne Kind des Fischereiaufsehers verliebten. Die Offiziere des „Trem“ pflegten ihr zu Ehren sogar kleine Bälle auf dem Deck zu veranstalten und Meta tanzte furchtbar gern mit den Seeleuten und ließ sich beim Walzen wohl fester an die Brust drücken, als es eigentlich nothwendig war. Sie erzählte stolz ihren Eltern, daß nach einem solchen Ball der Lieutenant Griek — dessen Großvater sogar ein wirklicher Graf war: „Wie schade, daß Norwegen alle Titel abgeschafft hat!“ — ihr eine förmliche Liebeserklärung gemacht habe; daß er sie in einem Winkel hinter einem Mast halb mit Gewalt geküßt hatte, behielt sie freilich für sich. Sie schämte sich zwar ein Bißchen, weil sie sich gar so schwach vertheidigt hatte, doch zugleich bedauerte sie, daß Zwar sie niemals so geküßt habe, — so heiß und zärtlich, daß ihr bei der Erinnerung daran noch jetzt das Blut in das hübsche Gesicht stieg.

Seit jenem Tage kam Meta nur ungern nach Nesadal herüber; da war es gar so langweilig und öde. Zwar wurde ein rechter Wär in der Einsamkeit und weigerte sich, sie in Swolwar aufzusuchen. Es plauderte sich auch wirklich zu schwer mit dem ernsthaften und nachdenklichen Mann. Er war so ganz anders als der flotte, lustige Lieutenant Griek. Trotzdem betrachtete Meta Zwar bereits als ihren Gatten und besprach mit ihm alle Einzelheiten des zukünftigen Ehelebens. Vor Armuth brauchten sie sich nicht zu fürchten. Sie würde ja eine hübsche Mitgift bekommen und außerdem hatte ihr Vater bereits die Erlaubniß des Gouverneurs, sein Amt dem zukünftigen Schwiegervater zu übergeben. Auch Pastor Agasson hatte Vermögen. Das mußte Meta und rechnete bereits freudlich aus, wie sie in dem hübschen Häuschen in Swolwar als Neuvermählte einen blauen Salon mit seidnen Möbeln und ein Schlafzimmer mit rosafarbigen Portieren und einer türkischen Ampel einrichten würden; so hatte sie es bei einer reichen Freundin in Drontheim gesehen. Leider wollte der „abscheuliche Zwar“, den sie doch so sehr lieb hatte, sich an den Gesprächen über ihren zukünftigen Salon, ihr Schlaf- und Kinderzimmer nicht betheiligen. Er blickte dabei still und theilnahmelos über Meta hinweg; und wenn er auch zuweilen ihre Hand küßte, so schien es ihr doch stets, als ob er dabei an ganz andere Dinge, vielleicht gar an eine ganz andere Frau dachte. Oft zankte sie ihn deshalb aus und warf ihm seine Kälte

und seine Vieblofigkeit vor. Er vertheidigte sich schwach und nachlässig und seine Augen senkten sich fast ängstlich, um ihren leidenschaftlichen Blicken nicht zu begegnen. Zum Glück konnte Meta nicht lange grollen. Das Schwellen wurde ihr bald lästig, sie fing zu weinen an und bat schließlich, unter Thränen lächelnd: „Berzeth mir, Liebster, — ich bin albern, Dich so zu quälen, aber es ist wirklich nicht meine Schuld. Ich langweile mich hier zu fürchtbar!“ Dann fiel sie Zwar um den Hals und küßte ihn so lange und heiß, daß ihr die Lippen wehthaten.

Die Besuche seiner Braut erfüllten Zwarts Seele mit immer wachsender Unruhe. Er sah Meta nicht etwa ungern, im Gegentheil: es that ihm wohl, von dem hübschen Kinde, das von so vielen Lieutenants und sogar Kapitänen angebetet wurde, so treu geliebt zu werden; aber er fühlte dunkel, daß Metas Wesen anders war als das seine, daß ihr Etwas fehlte, das ihm als die nothwendigste Eigenschaft der Frau erschien: ihre Seele war durch kein Leiden vertieft, ihr Gemüth war hell und lustig und . . . flach wie das eines munteren, graziosen Thierchens. „Schade, daß Du keinen großen Kummer gekannt hast,“ sagte er einst zu ihr. Erstaunt wiederholte Meta Zwarts Worte der Mutter, die nun dem zukünftigen Schwiegersohn ernstlich böse wurde. „Sie sollten glücklich sein, daß mein Kind nicht weiß, was Kummer ist,“ jagte sie ärgerlich, „und zu Gott bitten, er möge ihr diese selige Unkenntniß auch in ihrer Ehe erhalten. Nur ein herzloser Träumer kann den Reiz einer unschuldigen, heiteren Jugend nicht verstehen.“

Doch Meta nahm von Zwar Alles hin. Gab es doch Augenblicke, wo er lieb und gut war wie kein Anderer. Dann vergrub er sein Gesicht in ihre duftenden Haarwellen und küßte ihren sammetweichen Nacken. Berauscht, von ihrer Liebe mehr als von eigenem Gefühl, zog er die Braut an seine Brust und sie schmiegte sich in seligem Vertrauen an ihn.

In drei Monaten — zu Weihnachten — sollte Hochzeit sein. Meta reiste mit der Mutter nach Drontheim, um die letzten Besorgungen für die Aussteuer zu machen. Zwar fühlte sich stark und eine wohlige Beruhigung kam über seine Seele. Die seltsamen Visionen hörten auf und die kränkliche Empfindsamkeit, die ihn so fürchtbar leiden ließ, lehrete nicht wieder. Seitdem er Meta nicht mehr sehen konnte, mußte er oft an sie denken und begann bereits, die grünen Augen und die klagenden Gesänge seiner schönen Vision zu vergessen. Jeden dritten Tag schrieb er zärtliche Briefe an seine Braut und trug sie selbst nach Ewoltvar hinüber. Der Weg führte ihn durch die tiefen Gebirgsschluchten. Er horchte auf das Rauschen der Quellen und sah wonnestrunknen die bunten Regensbogenfarben, die die letzten flammensprühenden Strahlen der sinkenden nordischen Sonne auf den naßen Felsen malte. Die selige Stille, die selbst das entfernte Meeresbrausen nicht zu unterbrechen vermochte, erschien Zwar als ein Symbol des Sieges selbstvergessender Liebe über die selbstischen, sinnlosen Leidenschaften. Die Wahngebilde, die seine Jugend gequält hatten, erschienen ihm jetzt als Stimmen der rohen Instinkte des Menschenlebens, die mit den edleren Seelentrieben der Nächstenliebe und der Keuschheit, den Früchten der langen menschlichen Kultur, gekämpft hatten. Doch nun mußte dieser innere Kampf ein Ende nehmen. Seine Lebenswege waren fest vorgezeichnet. Nach seiner Hochzeit mußte er an Andere mehr als an sich selbst denken. Ein halbes Jahr würde er in Ewoltvar zubringen,

um seine Dienstpflichten zu erfüllen, die übrige Zeit mußte im alten Vaterhause zu Nesadal verlebt werden, um das hübsche Gut zu bewirtschaften. Seine freie Zeit aber wüßte er der Wissenschaft widmen. Schon mit sechzehn Jahren hatte er sämtliche Nachbarinseln durchwandert und Volksfagen und vergessene Gedichte gesammelt. Er hatte schon einen ganzen Band norwegischer Volksdichtungen an die Königl. Akademie geschickt und das Werk hatte bei den Sachleuten Aufsehen erregt. Professor Bugge hatte den Autor sogar nach Christiania eingeladen und ihm dort eine große Karriere in Aussicht gestellt. Das entsprach aber Zwarts Geschmack nicht. Er konnte kein städtisches Leben vertragen und fühlte sich in Drontheim schon verloren und unglücklich.

Pastor Jonas war selbst ein gebildeter Archäologe und hatte seinem Sohn die Liebe zum vaterländischen Alterthum vererbt. Zwar kannte alle Sagen der altnorwegischen Geschichte, alle Thaten der Wikinger, alle Dichtungen über die Kämpfe des „weißen Christus“ mit dem „rothbärtigen Thor“ und den endlichen Sieg der schwachen Milde über die rohe Kraft. Diese Leidenschaft für die Archäologie war in der Familie erblich. Einer der Ahnherren Zwarts hatte auf dem Boden des großen Hauses einen ganzen Haufen vergilbter Manuskripte gesammelt. Diese alten Blätter mit ihren rothen Initialen und seltsam veränderten Ornamenten zogen zwar mächtig an. Der trügerische Farbenglanz jener Götterdämmerung, in deren Schatten der Glaube und die Ideale einer Zeit im Sterben lagen, paßte wundervoll zu der Stimmung Zwarts, dessen feinfühlende Seele die Aehnlichkeit mit den Stimmungen seiner eigenen Zeit lebhaft empfinden mußte. Auch jetzt arbeitete er an den alten Sagen und die Hoffnung auf ein neues Leben ließ ihn die ziellose Traurigkeit seines früheren Brütens vergessen; frisch und munter setzte er sich allabendlich an seinen Schreibtisch, um die alten Ueberlieferungen von dem modernsten Standpunkt, dem psychologisch-hypnotischen, aus zu untersuchen. Die alten Sagen und Legenden lieferten ihm das reichste Material dazu und die selbst erlebten Erscheinungen der Karlose gaben ihm den leitenden Faden für die Schätzung dieses Materials und erlaubten ihm, das Mögliche von den Erfindungen der leichtgläubigen Erzähler zu unterscheiden. Sein Schreibtisch war mit alten Folianten und gebräunten Manuskripten besetzt, denn er studirte gerade an sehr alten, vom Rauch geschwärzten Blättern, der Arbeit irgend eines fleißigen Mönches, der die abgeschriebenen Sagen mit Bildern seltsamer Thiere und Blumen verziert hatte. Zwar suchte nach neuem, noch nicht veröffentlichtem Material, fand jedoch nur geringfügige Abänderungen bekannter Texte. Ermüdet durch die langweilige Nähe der Vergleiche, wollte er schon die alten Schriften bei Seite schieben, als plötzlich drei zusammengeheftete Pergamentsblätter herausfielen, auf deren dunkler Fläche das mit blutrother Tinte geschriebene Zeichen des zwölften Jahrhunderts sofort zu erkennen war.

„Sage von Asmund, dem Teufelsknecht.“ Diese Worte trafen zwar gleich einem elektrischen Schlag. War es doch die Sage von seinem eigenen Urahn, von jenem Asmund, von dem die Fischer so viele seltsame Legenden zu erzählen wußten. . . . Zwar begann sofort, das alte Manuskript zu entziffern:

„Es war einmal ein Mann mit Namen Asmund, der eines Teufels Knecht war. So nannte man ihn, weil er bezeugt und besessen war und dem Satan gehorchen mußte. Er war Sohn von Helli — mit dem Beinamen Hengst

— und Enkel von Halmor, dem Halbgott. Asmund lebte auf der Insel Hrafnist und war reich und mächtig im ganzen Helgeland und weit über dessen Grenzen. Und er fröhnte allen Kriegskünsten, wie Das der Männer Art ist. Und er besah zum Freunde den jungen Haldan, den Sohn Torberis, der in allen Heldenthaten erfahren und Asmund stets dienstbar und treu war, denn als tapfere Reden hatten sie Blutsbrüderschaft getrunken. Zur selbigen Zeit lebte eine Maid mit Namen Hunhilde, die eine Prophetin und eine Wunschmaid war. Sie war so weise, daß die Zukunft offen vor ihr lag, — deshalb lud man sie überall ein, zu allen Festlichkeiten und Hochzeiten. Sie prophezeigte das Schickal der Neuvermählten und die Kälte des Winters, die Größe des Fischfanges und manches Andere mehr. In ihrer Begleitung waren stets fünfzehn reine Jungfrauen und eben so viele junge Reden. Sie brauchte diese Begleitung, die bei den Prophezeihungen die Gesänge auszuführen hatte. Hunhilde war so schön, daß man jetzt noch in Norwegen sagt: ‚Schön wie Hunhilde‘. Ihr Haar war so lang und so dicht, daß es sie wie ein Mantel umhüllte, und hatte die Farbe des gepounenen Goldes. Kein Mädchen in ganz Helgeland und weit umher glich ihr an Schönheit und Reiz, und wenn sie den kostbarsten Schmuck aufsetzte, so schien es dennoch nur wie ein eitel Puppentanz gegen die goldene Krone von Hunhildens Haarflechten.“

Das war auf der ersten Seite des alten Heftes zu lesen. Zwar blätterte mit fiebernder Eile in den verworrenen Blättern, um die Fortsetzung zu finden. Und da waren auch die weiteren Schicksale der drei Helden erzählt:

„Haldan begegnete Hunhilde auf einem Fest und entbrannte in Liebe zu der Wunschmaid und erwarb ihr Herz und führte sie als sein Eheweib nach Hrafnist heim, auf das Gut Asmunds. Zur selben Zeit aber brach ein Zwist aus zwischen dem Hause Asmunds und dem König Harold; und Asmunds Sippe mußte nach Island flüchten. Asmund selbst aber bestieg ein Schiff mit seinen Sklaven und Schützen und dem auseinandergelegten Tempel Thors, der sein Beschützer war, und schiffte sich nach Norwegen ein und kam nach der Insel Hinde, wo er blieb. Hier sah der junge Wikling, der bis jetzt nur käufliche Sklavinnen gekannt hatte, die schöne, freie Prophetin Hunhilde und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr. Er sandte ihren Gatten Haldan mit Gaben zum Jarl Rognwald nach den Orkneyinseln und besuchte das einsame Eheweib täglich, um ihr von seiner Liebe zu sprechen. Doch Hunhilde antwortete, daß sie ihren Gatten liebe, und erwartete sehnsüchtig dessen Rückkehr, die sie durch Zauberprache zu beschleunigen suchte. Und da ließ sich Asmund durch den Teufel raten und beschloß, Hunhilde mit Gewalt sich eigen zu machen. Er wählte die treuesten unter seinen Dienern und begab sich zum Hause Haldans, das unter einem Berge am Ufer des Meeres stand. Und sie hörten Stimmen im Hause. Es war Haldan, der von seiner Reise zurückgekehrt war und mit seiner Gattin sprach. Und Hunhilde erzählte ihm von Asmunds Verfolgungen und wollte mit ihm zum Jarl Rognwald entfliehen und dessen Schutz suchen. Asmund aber befahl seinen Leuten, das Haus an allen vier Ecken anzuzünden, und stellte sich dann vor die Thür. Und das Haus brannte wie Zunder und Haldan sprang mit Hunhilde aus dem Thor heraus. Aber die Knechte stürzten sich auf ihn und streckten ihn nieder, trotz seiner verzweifelten Gegenwehr. Dann warfen sie die Leiche ins

Feuer, während Asmund Hunhilde auf den Felsen schleppte, zu dem jetzt die Granitstufen führen. Hier wollte er sie überwältigen. Sie aber kam plötzlich wieder zu sich, sprang auf, stieß ihn heftig von sich und rief: Du böser und falscher Mensch! Du hast Deinen Blutsbruder gemordet und wolltest dessen Frau beschimpfen. Ich könnte Dich sofort bestrafen und Dich durch ein Zaubermort blind und stumm machen. Doch es wäre eine zu milde Sühne für Dein Verbrechen und ich besitze weder Bruder noch Sohn, der an Deinem Hause Blutrache üben könnte. Drum lebe nur weiter! Wisse aber, was ich in der Zukunft sehe: Einst wird ein edler Mensch Deinem Stamme entsprechen, wie kein besserer noch da war. Und Alle werden ihn segnen und Dich in ihm. Ich aber werde mich an ihm rächen für Deine Schuld. Bis dahin lebe wohl und erfreue Dich des kurzen Glückes . . .¹ Nach diesen Worten stürzte sich Hunhilde ins Meer. Es war am Tage des Winterfestes, das man seitdem als Tag der Geburt Christi zu feiern pflegt. Und Asmund erkrankte schwer vor Schreck und lag lange darnieder. Dann aber rüstete er ein Schiff und segelte mit seinen Kecken nach dem Süden. Hier bekriegte er Irland und verbrannte neben Dublin elf Kirchen und Klöster, zur Ehre des rothhäutigen Thor. Später aber bekriegte er die Saragenen in Spanien und die Italiener in Sizilien. Dort verwüstete er Neapel und machte die schöne schwarzhaarige Tochter des Herzogs zu seiner Gefangenen. Diese brachte er nach der Insel Hinde zurück und lebte mit ihr in der Ehe und zeugte mit ihr Kinder. Margarethe aber war Christin und baute die erste Kirche am See, wo jetzt des Pastors Haus steht. Asmund verbot ihr Solches nicht, doch er selbst nahm den neuen Glauben nicht an. Und er war grausam und streng und von Allen gefürchtet, denn sein Anblick machte krank und die Menschen starben beim Klang seiner Stimme, weshalb man ihn auch für behext erklärte und den Teufelsknecht hieß. Am Todesbett aber rief er den Priester Ditur, der Alles aufzuschreiben vermochte, was ihm gesagt wurde, und befahl ihm, diese Sage in ein Buch zu schreiben, damit seine Kindesfinder sie lesen und nur Böses thun sollten. Ich will nicht, daß die Drohung der Zauberin wahr werde und mein Haus um eines guten Menschen willen verderbe und verschwinde, sagte er. Und er hatte zwei Söhne, Zwar und Ingiold, doch sie folgten des Vaters Beispiel nicht und wurden Christen und gründeten das Geschlecht der Agasson auf der Insel Hinde . . .²

Während Zwar diese Zeilen las, in denen so ruhig und einfach die furchtbare Missethat seines Urahns beschrieben war, ergriff wahnsinnige Angst sein Herz wie mit Eises Händen. Er wollte die verfluchten Pergamentblätter, deren Inhalt sein Gehirn wie glühendes Eisen verfenkte, weit von sich schleudern, — und doch drängte es ihn, noch tiefer in den Sinn der bescheidenen Zeilen des alten Merikers einzudringen, der augenscheinlich viel mehr gewußt hatte, als er da erzählte. Zwar gedachte der räthselhaften Halluzination, die er vor zehn Jahren auf dem Felsen gehabt hatte und die nach dem Lesen dieser Sage ihm noch viel räthselhafter erscheinen mußte. Mit quälender Deutlichkeit erinnerte er sich der Stimme, die aus der Tiefe des Fjords zu ihm drang, der seltsamen Vieder, die deutlich vom höchsten Alter zeugten und wie das Schluchzen schweren Leibes klangen. Er sah die grünen Augen der gespenstischen Frau wieder vor sich, die mit ihrem seltsamen Lächeln ihn anblickte, und hörte ihre Worte: „Noch

ist es nicht Zeit.“ Früher hatte er diesen Worten keine Bedeutung beigelegt; jetzt aber beängstigten sie seinen Sinn. . . . Trotz seiner Bescheidenheit quälte ihn der Gedanke, daß er vielleicht doch der Beste seines Geschlechtes sei, bestimmt, das Verbrechen zu sühnen, wie ein undeutlicher, in nebelgraue Schleier gehüllter Fiebertraum. Seine Kraft war plötzlich erlahmt, seine Lebensfreude verschwunden. Er konnte sich aus dem Strom seltsam widersprechender Gefühle, die ihn um tausend Jahre zurück versetzten und ihn zugleich doch einer schrecklichen Zukunft entgegen rissen, nicht mehr retten. Die Geistesruhe und der feste Wille, die seine Gedanken sonst lenkten, schienen gebrochen. Ein Feuerwerk wilder, in blendend grelles Licht getauchter Gestalten flog durch sein Gehirn, das heftig zu schmerzen begann. Dann wurde Alles wieder dunkel und etwas Undurchbringliches, Schweres und Sinnloses legte sich centnerschwer auf seine leuchtende Brust. . .

Vier lange Wochen schon war Zwar an das Krankbett gefesselt. Tod und Leben kämpften einen erbitterten Kampf um seinen Besitz. Der alte Pastor und sein treuer Freund, Doktor Petersen, entfernten sich kaum auf einen Augenblick von dem Lager, auf dem Zwar sich unruhig hin- und herwälzte, von furchtbaren Fieberphantasien gepeinigt. Die ängstlichen Fragen des Vaters, ob die Möglichkeit einer Genesung vorhanden sei, beantwortete der erfahrene Arzt nur mit einem traurigen Kopfschütteln und brummte Etwas vor sich hin, das wie *paralysis progressiva allenorum* klang.

Meta und ihre Eltern waren in heller Verzweiflung. Als die Nachricht von der Erkrankung Zwars kam, eilte seine junge Braut sofort nach Mesadal hinüber. Doch ihre Anwesenheit brachte dem Kranken so viele neue Leiden, daß der Arzt sie zu schleuniger Abreise mahnte. Zwar konnte Meta nicht sehen, ohne in furchtbare Konvulsionen zu verfallen, und so mußte sie weinend das Haus des geliebten Kranken verlassen, um seinen ohnehin schlimmen Zustand nicht noch gefährlicher zu machen. Die Kunde von Zwars Krankheit verbreitete sich mit Windeseile über sämtliche Nachbarinseln und zahllose Männer, Frauen und Kinder kamen von allen Seiten nach der kleinen Kirche zu Mesadal, um für die Genesung des verehrten Mannes zu beten.

Der böse Novembersturm heulte in den Felsenklüften und warf dicke Wolken trockenen Schnees an die festgefrorenen Fenster Scheiben des Pfarrhauses. Das Arbeitszimmer des Geistlichen zeigte deutliche Spuren des schweren Unglücks, das den alten Agasson heimgesucht hatte. Auf dem großen Eichenbett lag Zwar, zu einem Skelett abgemagert, hohlwangig und hohläugig, und blickte mit scheuen, quatschenden Blicken um sich her, um die entzündeten, mit dunklen Rändern umgebenen Augen sofort wieder ängstlich zu schließen. Am Fuß des alterthümlichen Bettgestelles saß der Pastor und blätterte in der letzten Nummer der Norwegischen Zeitschrift. Er hatte diese Nummer in die Hand genommen, um seine Angst und Sorge zu betäuben oder doch wenigstens dem Kranken zu verbergen, und wandte nun rein mechanisch die Blätter um. Endlich sesselte ein Artikel über die wahrscheinliche Zukunft der christlichen Religion seinen Blick. Er sah aufmerksamer auf die gedruckten Zeilen und legte das alte Bronzemesser, mit dem er die Seiten aufgeschritten hatte, aus der Hand, auf das Bett Zwars. Die Spitze dieses seltsam geformten Dolches berührte leise die hilflos ausge-

streckte Hand des Kranken, der plötzlich nach der offenbar uralten Waffe griff und sie mit den abgemagerten Fingern fest umspannte. Als der Pastor nach ein paar Minuten die Augen von der Zeitschrift emporhob und besorgt den kranken Sohn anblickte, bemerkte er mit freudigem Erstaunen, daß Zwars Athem freier ging und daß seine halbgeschlossenen Augen den Ausdruck dumpfer Verzweiflung und innerer Angst verloren hatten. Bald zeigte sich sogar ein schwaches Lächeln auf den bleichen Lippen des Kranken, — und dankbar faltete Zwars Vater die Hände. Dann wollte er zwar das Messer fortnehmen, doch die schwachen Finger klammerten sich so fest um die verrostete Scheide, daß der Pastor die Waffe schließlich dem Kranken lassen mußte.

Am anderen Morgen durfte Zwars Vater vollends erleichtert aufathmen und freudige Dankgebete zum Himmel senden, denn der Kranke fühlte sich weit kräftiger, die furchtbaren Fieberanfälle mit ihrem Gefolge von entsetzlicher Angst und qualvollen Konvulsionen waren verschwunden, ruhiger Schlaf hatte sich in der Nacht eingestellt und das abgekehrte Gesicht behielt den Ausdruck stiller Zufriedenheit. Nur Eins befremdete den Pastor: Zwar wollte das alte Bronzemesser nicht aus der Hand lassen.

Am Abend dieses Tages konnte der Kranke schon einige Worte sagen. Seine erste, mit schwacher, aber ruhiger Stimme gestellte Frage bezog sich auf dieses Dolchmesser.

„Woher hast Du die Waffe, Vater?“

Pastor Agasson war über die Frage nicht wenig erstaunt, antwortete jedoch bereitwillig, um den Kranken nicht aufzuregen: „Peter Larsen brachte sie, bald nachdem Du krank wurdest. Er fand das Messer am Ufer des Fjords. Vermuthlich wurde es durch die vom Sturm gepeitschten Wellen vom Meeresgrund herausgeschleudert. Das ist nämlich ein sehr alterthümliches Messer, weißt Du“ — der alte Herr wurde lebhafter, von dem Eifer des Archäologen und Sammlers getrieben — „und ein geradezu kostbarer Fund. Es ist keine bronzene Waffe, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, sondern ein Werk der Eisenzeit. Sie stammt aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, hat gewiß einem heidnischen Priester gehört und wurde ganz zweifellos bei Menschenopfern gebraucht. Sieh nur, Kind, hier sind auch Runenzeichen in Gold eingegraben, ein Kreuz mit gebrochenen Spitzen und das Zeichen des Blipes Thors. . .“

Doch zwar hörte die archäologischen Auseinandersetzungen des Vaters nicht mehr. Er sprach ruhig vor sich hin:

„Die Krankheit hat die Harmonie der Atome in meinem Gehirn zerstört. Daher konnte mein Geist die Strahlen nicht aufnehmen, die sie selbst oder die Gegenstände ausströmten, die einst durch ihren Willen mit magnetischer Kraft erfüllt wurden. Jetzt aber werde ich sie finden, denn ich weiß bereits, daß dieser Dolch ihr gehört hat.“

Der Pastor, der zuerst aufmerksam den Worten des Sohnes gelauscht hatte, wandte sich traurig ab. Er glaubte, der Kranke fange abermals zu phantasiren an, und eine schwere Thräne rollte aus seinen alten Augen die runzlige Wange hinab, da er den Sohn wieder so elend sah.

Noch nie hatte sich zwar so glücklich gefühlt wie während seiner Recon-

valeszentzeit nach der räthselhaften Krankheit, deren Verlauf den alten Doktor Petersen in rathloses Erstaunen versetzte. Tage lang sah der junge Mann am Fenster, aus dem man die schneebedeckte Felsenplatte sehen konnte, und seine Blicke kletterten über die Granitstufen, die unter der weißen Winterdecke kaum zu sehen waren, empor bis zu der blendend weißen Scheidewand, die in den hellen Tagen auf dem tiefblauen, sonnenlosen Nordhimmel sich scharf abzeichnete. Auf dem rothgoldenen Hintergrunde der sanft ersterbenden Nordlichtstrahlen sah Zwar oft eine leichte weiße Wolke, die nach und nach die Formen seiner geheimnißvollen nächtlichen Besucherin annahm, und in der Nacht fühlte er zuweilen den zärtlichen Blick ihrer räthselvollen grünen Augen. Dann war es ihm, als ob kosende weibliche Lippen seinen Mund berührten, — und er schlief selig lächelnd ein. Er lebte in einer Welt mystischen Glüdes. Geheimnißvolle Gestalten und seltsame Traumgebilde erwachten ohne sein Zutun in seinem Hirn und brachten ihm unaussprechlich süße Hoffnungen. Dabei verschmolz das Bild Hühildes in seiner Phantasie mit der Gestalt Metas und er glaubte das Gefühlleben der blonden Zauberin auf seine lebende Braut übertragen zu können. Die schwere Krankheit, die er überstanden hatte, schien ihm eine genügende Sühne für die Sünde seines Ahnherrn. Beide hatten die alte Schuld bezahlt, die Jahrhunderte lang auf seinem Geschlecht gelastet hatte, und so durfte er leben und glücklich sein und die flüchtige Phantasie, die allein seine Seele zu befriedigen vermochte, in einem lebenden Wesen verkörpern, das durch seine Liebe vergeistigt werden sollte. Voll neuen Lebensmuthes fragte Zwar eines Abends den ob dieser Frage freudig lächelnden Vater, wie es denn Meta gehe, und schrieb ihr einen langen zärtlichen Brief, um sie nach Mesadal einzuladen. . .

Der Tag nach der Weihnacht wurde in Mesadal immer in lauter Freude verlebt und in diesem Jahr — kurz vor einer lustigen Hochzeit — war die Freude noch lauter und ausgelassener als sonst. Meta und ihre Eltern waren seit gestern im Pfarrhause und mit ihnen waren auch der Chef der Telegraphenstation, der Bootskapitän und Doktor Petersen als Hochzeitgäste aus Smolwar herübergekommen. Geräuschvolles Leben erfüllte das sonst so stille alte Haus, denn Meta war unerschöpflich in lustigen Einfällen. Auch heute, nach dem ausgiebigen Frühstück, zog sie die ganze Gesellschaft nach der Felsenplatte hinauf, um von dort über den schneebedeckten Bergabhang in kleinen Schlitten hinunter zu saufen. Der festgefrorene See lag still und glänzend, wie ein riesiger Smaragd, zu den Füßen der Felsen hinter dem Pfarrhause, während vorn die nie erfrierenden Tiefen des unruhigen Fjords bleischwarz von dem weißen Schneerahmen der Ufer sich abhoben. Der Mond war schon untergegangen, doch die Sonne zeigte sich in den kurzen nordischen Wintertagen nicht mehr. Die Luft war still und durchsichtig, wie sie nur in den Polarregionen sein kann. Der ferne Gletscher, die Häuser des kleinen Dorfes und die hohen weißen Felsen waren von einem geheimnißvollen blauen Licht übergoßen und warfen scharfe, stahlgraue Schatten auf den weißen Schneeteppich. Unwillkürlich suchten alle Blicke den sammetblauen tiefen Himmel, auf dem die Mittagssterne leise flimmerten. Glücklich und ausgelassen, wie muntere Kinder, die aus einem bedrückenden Traum erwacht sind, flogen Zwar und Meta in ihren kleinen Schlitten den steilen Abhang hinunter, auf die glattgefrorene Fläche des Sees, kletterten

lachend auf den gegenüber liegenden Abhang und sausten wieder hinunter, um abermals am Fuß des Mesadalfjells anzukommen. Die nordische Natur schien hier für die Liebenden eine besonders schöne Eisbahn geschaffen zu haben, auf der sie nun, eng aneinander geschmiegt, mit hochklopfendem Herzen dahinflogen. Sie fühlten sich warm und glücklich, so allein und abgeschieden von der ganzen Welt in dem dahinfliegenden kleinen Schlitten, der nur für sie Beide — die jungen Eheleute von morgen — Platz hatte. . . .

Der blaue Himmel begann dunkler zu werden und man sah bereits die bunten Flammenstrahlen des Nordlichtes sich entzünden, als der Pastor die Gesellschaft zur Heimkehr mahnte. Die Gäste standen dicht an dem steilen Abhang des Fjells und bewunderten die Durchsichtigkeit des gefrorenen Sees, mit dessen smaragdfarbigem Grün der schwarze Schlund des ewig offenen Wassers des Fjordes und seine weißgefrorenen, launenhaft ausgezackten Uferlinien so prächtig kontrastirten.

„Das ist doch eine seltsame Gegend,“ bemerkte der Vootsenkapitän, den steilen Felsenabhang staunend betrachtend. „Ihr lebt auf einer Wand, die das Meer von dem See trennt.“

„Vielleicht war dieser See früher der Krater irgend eines erloschenen Vulkans,“ antwortete mit großer Wichtigkeit der dicke Telegraphendirektor, der sich allen Ernstes für einen gelehrten Naturforscher hielt. „Dafür spricht seine Form. Sieht er nicht förmlich wie ein Kessel aus? Räthselhaft bleibt mir nur das Eine: warum das Meer diese immerhin nicht allzu hohe Scheidewand nicht längst schon durchbrochen hat. Das ist jedenfalls eine sehr seltene und interessante geologische Erscheinung. . .“

„Ich begreife nicht, wie Sie Das interessant finden können,“ rief Frau Wotwald eifrig. „Ich verstehe überhaupt nicht, wie unser hochberehrteter Herr Pastor auf dieser Felsenplatte leben kann. Gott soll uns davor behüten: aber man kann doch mal einen falschen Schritt machen; hier oben wäre Das gleich lebensgefährlich. Ein Wischen links, — und man stürzt in den See; ein paar Zoll rechts, — und man fliegt kopfüber in den Fjord hinunter. Sie sollten wenigstens hier am Abhang ein Gitter anbringen lassen, wie bei uns auf dem Boulevard. Wer nicht ganz schwindelfrei ist, kommt ja sonst aus der Angst nicht heraus. Aber so kommt doch endlich, Kinder, — es ist Zeit, nach Hause zu gehen,“ rief die besorgte Mutter in anderem Ton den jungen Brautleuten zu, die eben erst erhibt und lustig den Abhang hinaufkletterten.

„Fahre mich zum letzten Male hinunter, Zwar,“ sagte Meta ausgelassen. „Komm, stelle den Schlitten ganz nah an den Abhang. So! Nun kann Fräulein Wotwald ihre letzte Schlittenpartie machen. Aber natürlich, Mama,“ antwortete sie, laut lachend, auf einen fragenden Blick der Mutter. „Denn morgen bin ich doch kein Fräulein Wotwald mehr, sondern die hochsehrwürdige Frau Agoston.“ Mit übermüthigem Lachen stürzte die glückliche Braut in die Arme ihrer Mutter, die „ne gerührt auf“ die schwarzen Augen lächelte. „Zwar wäre inzwischen mir einem raschen Fußstoß den leichten Schlitten an den anderen Abhang geschoben. Er sah Meta vor sich stehen, — eine neue, tausendmal schönere Meta, die plötzlich die Gestalt Sundilbes angenommen hatte. Die abgrundtiefen grünen Augen blickten ihn mit der Gluth geheimnißvoller Leidenschaft an und versprachen märchenhafte Wonnen. Das Phantom setzte sich zu ihm in den Schlitten und legte die zarten Arme um seinen Hals, während die bleichen Lippen an seinem Ohr flüsternten:

„Rasch, rasch, — nun ist es Zeit!“
Und zwar stieß den Schlitten ab. . .

Ein herzzerreißender Schrei entrang sich zwei Menschenkehlen. Dort oben auf der Felsenplatte sahen der Pastor und Meta händeringend dem dahinsausenden Schlitten nach. Zwar saß mit hoch erhobnem Haupt in dem kleinen Gefährt, die Arme weit ausgestreckt, als wolle er ein unsichtbares Wesen fest an seine Brust drücken. Die Eisenbeschläge des Schlittens klirrten leise auf dem besetzten Felsenabhang und glitten immer rascher dem offenen Meere zu. Mit qualvollem Stöhnen sank die Braut nieder. Der alte Vater stürzte zum Abhang. . . Die Freunde konnten ihn kaum noch am Arm fassen, um ihn mit Gewalt zu verhindern, dem Sohn nachzuspringen. . .

Zwars Schlitten flog bereits unten über die schmale weiße Decke des Ufers und verschwand in dem schwarzen Schlund der nie erfrerenden Wellen des Fjordes. . .

Hundhilde hatte Recht behalten.

Petersburg.

Sergius Sigma.



Selbstanzeigen.

1848 in der Karikatur. 7 Bogen Text nebst 16 Tafeln. Verlag von W. Ernst, München. Preis 2,50 Mk. Luxusausgabe auf Kupferdruckpapier und in vornehmer brauner Leinwandmappe 6 Mk.

Das Jubeljahr der Revolution des Jahres 1848 giebt Gelegenheit, auch einmal dem Faktor gerecht zu werden, dessen Bedeutung nach keiner Seite in Deutschland bisher voll gewürdigt wurde: der politischen Karikatur. Als Kampfmittel wurde sie stets unterschätzt, in ihrer Aufgabe fast immer verkannt und als Kunstwerk lange verachtet. Am Besten läßt sich Das erkennen, wenn man sich die düstige Würdigung vergegenwärtigt, die die Karikatur in der deutschen Literatur von je her gefunden hat. Wir besitzen weder eine Geschichte der Karikatur noch irgend eine Arbeit, in der die Rolle festgestellt ist, die sie während einer größeren Volksbewegung oder bei einem politischen Ereigniß von besonderer Bedeutung gespielt hat. Eben so vernachlässigt ist die Würdigung der bedeutenderen Meister der politischen Karikatur. Dennoch steht unbestritten fest, daß sie in den Parteikämpfen unseres Jahrhunderts mitunter eine sehr große und bedeutsame Rolle gespielt hat; einen Beleg für diese Thatsache hoffe ich, durch meine Arbeit erbracht zu haben. Wer mein Buch liest, wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß die politische Karikatur eben mehr als nur tagesgeschichtliches Interesse hat, daß ihr neben ihrem künstlerischen Werth vor Allem eine große kulturgeschichtliche Bedeutung zukommt, und zwar in Folge der doppelten Aufgabe, die sie erfüllt. Durch die Karikatur vermag man oft mit nur wenigen Strichen den Charakter einer Person so treffend zu kennzeichnen, komplizirte Gedanken und Ideen so klar zum Verständniß der weitesten Volkskreise zu bringen, wie es selbst durch ausführliche Darlegungen kaum

erreicht werden kann. Auch können durch sie — wenigstens in gewissem Maße — Wahrheiten über Personen und Verhältnisse in Kurs gebracht werden, die sonst in keiner anderen Form ungestraft vor die Oeffentlichkeit gelangen könnten. Es kommen also in die Massen durch sie Erkenntnisse und Wahrheiten, die diesen sonst entweder unverständlich oder ganz verschwiegen bleiben. Diese Eigenschaften, vereint mit der erzieherischen Wirkung der Satire auf die von ihr Betroffenen, erheben die Karikatur zu einem Kulturfaktor... Nicht jeder Anforderung, die ich an die Würdigung einer so bedeutenden Etappe in der Geschichte der politischen Karikatur stellen möchte, konnte in dem vorliegenden Werk genügt werden. Bei einem ersten Hinweis auf die Bedeutung der Karikatur galt es, im Interesse eines möglichst niedrigen Preises, der ein Eindringen in weite Kreise garantiert, sich eine bestimmte Beschränkung aufzuerlegen, nur Das zu bieten, was als wirklich charakteristisch bezeichnet werden kann, und von Allem abzusehen, was wohl der Vorführung werth wäre, aber immerhin als nebensächlich gelten muß. Trotzdem wird das Buch Jedem reiche Anregung bieten. In meiner demnächst erscheinenden Geschichte der politischen Karikatur gedenke ich übrigens, die Seiten dieses reichhaltigen Gebietes zu behandeln, die ich hier unbeachtet lassen mußte.

München.

Eduard Fuchs.



Das Tagebuch eines zum Tode Verurtheilten. Mit einer Einleitung vom Professor Ludwig Büchner. Berlin, Karl Dunders Verlag.

Ich machte, als ich das Buch schrieb, keinen Anspruch darauf, ein Kunstwerk zu schaffen: nur der Tendenz wollte ich es gewidmet wissen. Ich war mir bewußt, daß ein dem gewaltsamen Tode entgegensehender, zwischen bangter Hoffnung und entseßlicher Angst hin und her schwankender Mensch die Fassung nicht finden könnte, seine Gefühle in einem Tagebuche niederzulegen, wie ich es niederschrieb. Aber der Tendenz zu Liebe glaubte ich, die zierlichen Schranken künstlerischer Technik getrost überspringen zu dürfen. Wohl weiß ich, daß, gegen die Todesstrafe einzutreten, kaum ein Verdienst mehr ist; ich weiß, daß unter dem Druck steigender Gerechtigkeit dieses barbarische Ueberbleibsel fallen muß, aber ich weiß auch, daß unsere Zeitungen in fast ununterbrochener Reihenfolge noch die Bethätigung des staatlich angestellten Henkers verzeichnen. Uebrigens bin ich der Meinung, daß der Schlußakt in dem grausamen Drama der Verurtheilung zum Tode, das Fallen des Beiles selbst, nicht das Grausamste ist; die vorhergehende Seelenqual erscheint mir noch viel entseßlicher. Auf diese Qual vor dem Schafott wollte ich mit meinem Buch hinweisen; ich bemühte mich, die Seelenzustände eines sechs Monate unter der Last der Verurtheilung schwächenden Delinquenten zu schildern. „Es wird ohne Zweifel mit der Zeit ein Jahrhundert kommen, wo man auf die Nordprozesse der Gegenwart ungefähr mit den selben oder ähnlichen Gefühlen zurückblicken wird, mit denen wir auf die Blutgerichte des Mittelalters zurückblicken.“ So sagt, ganz im Einverständnis mit meiner Ansicht, Professor Ludwig Büchner in seiner meinem Buch vorangefügten Einleitung.

Alfred Hermann Fried.



England, Portugal, Deutschland.

Eine Woche hat der Erde diesmal mehr hohe Politik gebracht als sonst ein ganzes Jahr. Zuerst kam das russische Friedensmanifest, dem besonders die Engländer mit ihrer geringen Landmacht höchst human zustimmen. Dann wisperte man von dem deutsch-englischen Abkommen über die Delagoabai, an dem das Anlagepublikum von halb Europa leider ein beträchtliches Interesse hat.

Als die Gläubigerkomitees in Lissabon zu verhandeln hatten und die Aktiven des kleinen Landes mit der großen Schuld sorgfältig prüften, verschlehte man nicht, auf die ungemein werthvollen Kolonien in Afrika hinzuweisen. Die portugiesischen Minister lehnten aber jeden Verkauf kolonialen Besitzes mit dem schönen südlichen Stolz ab, der auch alle unbezahlten Rechnungen ihres Staates einzuleiten pflegt. Damals waren die deutschen und französischen Delegirten zu erbittert, um nicht aufrichtig zu werden, und so fragten sie mit Recht, was denn Portugal eigentlich schon für sein afrikanisches Kolonialreich gethan habe. Nichts! Weder Geld noch Intelligenz wurde hineingesteckt; es waren immer nur Aktionen von Fall zu Fall und die geliebten portugiesischen Kaufleute standen sich vortrefflich bei solchem Schlendrian. Da will es das Glück, daß die neue schwere Geldverlegenheit Portugals gerade mit einer weltgeschichtlichen Niederlage des Nachbarreiches Spanien zusammentrifft. Wenn sogar dieses Land seine Kolonien aufgeben muß, dann kann Portugal die seinigen auch verkaufen oder, nach moderner chinesischer Pöge, verpachten. Jetzt findet jedes portugiesische Ministerium hierzu den Muth; nur werden die Riesenprovisionen natürlich verschmiegelt, die sich die Finanzpatrioten dafür zahlen lassen. An der Thatfache des deutsch-englischen Abkommens kann nicht mehr gezweifelt werden; die offiziellen Dementis sollten wohl nur die Franzosen und Buren einfließen. In englischen Blättern werden alle erdenklichen Summen genannt: fünf, sechzehn, ja achtzig Millionen Pfund Sterling, — als ob es kein Unterhaus gäbe, das manchmal schon wegen 100000 Pfund ein Cabinet zu stürzen bereit war. Der Verkauf der Delagoabai ist sicher und nach Portugal wird ein Goldstrom fließen, der dem dortigen Nothstande für lange ein Ende machen kann, wenn der neue Besitz weise verwerthet wird.

Deutschland ist in diesem Fall gegenüber Portugal und England in einer besonders günstigen Lage; nur im Verhältnis zum Transvaal entsteht, wenn man sich des Kaisertelegrammes von 1896 erinnert, eine böse Verlegenheit. Was gilt aber in der Politik die Beständigkeit, wenn sie durch greifbare Vortheile aufgewogen werden kann? Deutschlands Uebereinkommen mit Portugal datirt bekanntlich aus der Zeit des Herrn von Marschall, dessen Reichstagsreden ja noch nicht vergessen sind. Danach könnten wir die Erhaltung des status quo sowohl bei der Delagoabai als bei der Delagoabahn verlangen, einer Bahn, die den englischen und belgischen Erbauern in der schönlichsten Weise einst von den portugiesischen Nachhabern wegdekretirt wurde, ohne daß man den Unternehmern auch nur die Schienen ersetzte. Wenn wir nun Portugal die Erfüllung der Pflicht gegen uns erlassen und den Engländern dadurch ihre Kaufabsichten erleichtern oder gar erst ermöglichen, dann müssen doch von beiden Staaten Gegenleistungen geboten werden. Das Tajo-

land wird uns von seinem neuen Gelde Einiges abgeben müssen; es wird damit ja nur altes Unrecht sühnen. Die Briten werden uns politische Vortheile zuwenden, so weit sie mit ihrem scharfen Kolonialinstinkt selbst dabei keinen Schaden erleiden.

Portugal zahlt auf seine 4 $\frac{1}{2}$ prozentigen Fonds 1 $\frac{1}{2}$ Prozent, auf seine 4 $\frac{1}{2}$ prozentigen Eisenbahnobligationen I nur 3 Prozent; auf seine 4 $\frac{1}{2}$ prozentigen Eisenbahnobligationen II ist eine Zusammenlegung von 3 zu 1 erfolgt. Außerdem darf Jeder, den die Spekulation reizt, seine Staatsfonds in Innere Anleihe umtauschen, deren Zinsen zu 70 Prozent in Papier eingelöst werden. Für Alles, was Portugal nicht bezahlt hat, sind Protestcertifikate ausgegeben, die etwa zwei Drittel der gesammten neueren Schuld umfassen. Sobald nun das zu frischen Kräften kommende Königreich auf der Basis der englischen Delagoaraten eine neue Anleihe aufnehmen will — eine Absicht, die ja sonst guten Erfolg haben würde —, wird man die Gläubigerkomitees hervortreten sehen. Diese sorgen dann schon dafür, daß an keiner europäischen Börse eine offizielle Notirung des neuen Papieres erfolgt, bis auf die Protestcertifikate eine neue Zahlung geleistet ist. Das wäre der Weg, den unsere Finanzdelegirten im Verein mit den belgischen und französischen Herren zu gehen hätten. Von einer bestimmten Vorbereitung aber, die unser Komitee auf Anlaß der Regierung getroffen haben soll, ist, während ich diese Zeilen schreibe, dem Komitee selbst noch nichts bekannt. Was soll denn überhaupt vorbereitet werden? Die Akten über Das, was die fremden Gläubiger als ihr Recht zu fordern haben, aber bisher nicht erlangen konnten, sind längst geschlossen; sie sind sehr umfangreich und die Angelegenheit ist spruchreif. Auch hat zwischen unserer Diplomatie und dem Komitee die Aussprache über die angebliche neue Wendung der Dinge noch nicht begonnen; eine Verbindung zwischen der Wilhelmstraße und unseren Bankbureaux besteht eben nur in der Phantasie gläubiger Laien. Da wir aber den edlen Portugiesen, die unser Publikum so unverschämt ausgeraubt haben, jetzt zu einigen Millionen verhelfen, so ist es, selbst bei strenger Diskretion unseres Auswärtigen Amtes, wahrscheinlich, daß sich die Regierung ihrer geschädigten Steuerzahler mit Nachdruck angenommen hat. Mit den verkrachten Fonds dieses Landes ist es bei uns eine eigene Sache. Sie waren bis zu den Spitzen der Gesellschaft vorgebracht und in den Tagen, da die Börsenreform bearbeitet wurde, erwähnte ich schon das recht glaubwürdige Gerücht, wonach sehr hohe Herren als unglückliche Besitzer von Portugiesen heftig für ein neues Börsengesetz eintreten. Der Brunnen ist ja dann auch, getreu dem Sprichwort, zu spät zugedeckt worden; aber der Raub selbst wurde nie verwunden. Die Schmerzempfindungen blieben in der Hofatmosphäre und der Wunsch, diesen Druck irgendwie heben zu helfen, ist aus den leitenden Kreisen nie ganz verschwunden. Nun, da sich die Gelegenheit bot, hat Herr von Bülow seine Trümpfe gewiß nicht einfach aus der Hand gegeben.

Mit einer bloßen Abmachung für die Protestcertifikate dürfen sich aber die Komitees nicht begnügen. Der größte Theil des englischen Geldes oder der darauf basirenden Anleihe fließt doch haar nach Lissabon. Wir haben also darauf zu achten, daß diese Hilfsmittel sich nicht verkrümmeln, sondern zur Sanirung der Staatsfinanzen wirklich und richtig verwandt werden. Da müßte vor Allem die sehr ausgebehnte Schwebende Schuld getilgt und auch das Gleichgewicht der Bank von Portugal wieder hergestellt werden. Das Agio würde dann seine unheimliche Höhe verlieren und danach erst begünnen, angesichts der früheren Verträge

zwischen Komitee und Staat, die positiven und wachsenden Vorteile der Bondsbesitzer. Alle Kunststücke helfen nicht, wenn der Rückgang des Agios nicht eintritt.

Das anhaltende Schweigen über die Art des Abkommens ist mit Rücksicht auf die englischen Zugeständnisse wohl erklärlich. In Vissabon hat man, wie üblich, die Stirn, Alles abzuleugnen, während man in Berlin wenigstens einfach schweigt. Ohne eine Vereinbarung, nach der uns die Engländer in China Bezirke abgegrenzt haben, die mehr uns als sie interessieren, wäre Herr von Hanseemann in London mit der mächtigen Hongkong- und Shanghai-Banking-Corporation schwerlich fertig geworden. Ein wahres Glück, daß alle Mächte so optimistisch sind, von der „Auftheilung“ Chinas Großes zu hoffen und die Chinesen schon zum feinsten europäischen Luxus bekehrt zu sehen. So glaubt jede Macht, innerhalb der eigenen Interessensphäre Reichthümer genug heben zu können, und Deutschland, England und Rußland können friedlich neben einander weiden. Auch die — freilich aus Frankreich stammende — Meldung, Deutschland wolle in ägyptischen Angelegenheiten mit England gehen, hat viel für sich. Unsere Interessen sind da ziemlich solidarisch und der sehr wichtige Handel Deutschlands in Alexandria ist ohne britisch geordnete Zustände in Egypten kaum denkbar. Wir müssen doch anerkennen, daß dort z. B. bei Submissionen strenge Gerechtigkeit geübt wird. Natürlich hätten wir ab und zu auch ein Interesse daran, mit den Franzosen zu gehen, wie neulich bei den Konversionsvorschlägen, die schließlich aber nicht sehr wichtig sind.

Und Kleinasien? Von je her ist man den Reisen der Herrscher von beweglichem Temperament und starker Initiative mit Spannung gefolgt. Kein Wunder, daß es auch jetzt geschieht, da der Deutsche Kaiser sich anschiebt, über Konstantinopel nach Jerusalem zu ziehen. Was wird dabei herauskommen? Sind es keine Gebietswerbungen, so könnten es wohl Kohlenstationen, Pachtverträge oder Konzessionen zu Bergwerken oder Bahnen sein. Die Mineralerschätze Kleasiens sind sicherlich greifbarer als die erträumten Kulturtwunder Chinas. Die Bevante mit ihrem Bodenreichtum ist noch zu erschließen. Man weiß, daß der Moslem die Erde nur aufgraben darf, um Leichen zu bestatten, und daß deshalb der Bergbau jämmerlich zurückgeblieben ist. Die französischen und griechischen Ausbeuter, die bisher in diesen Montangebieten thätig waren, haben leider nur Raubbau getrieben. In allen diesen Dingen hat die Regierung gewiß eine starke Stütze an der deutschen Kolonie in der Türkei. Diese in ihren Bahnbauten und Exportplänen so erfolgreichen Männer sind jetzt sehr hoffnungsvoll gestimmt. Seit Jahr und Tag wünschen sie den Beginn einer aktiven Politik, allerdings nicht im Stil romantischer Eroberungen, sondern in dem nüchternsten Arbeit. Man ist gewöhnt, sie zu hören und ihre Erfahrungen zu benutzen. Zwar können die Konzessionen nicht auf Wilhelm den Zweiten lauten, wie sie bisher auf Herrn von Kaulla von der Württembergischen Vereinsbank lauteten; aber ein mächtiger Monarch, dem der Sultan, wenigstens von Angesicht zu Angesicht, nichts ab schlagen kann, vermag dort unter Umständen mehr zu leisten als ein noch so geschickter Finanz-Unterhändler. Es fragt sich nur, wie der in seiner Gemüthsart völlig unberechenbare Sultan sich nachher befinden würde. Das Resultat seines Besinnens nach der Mezelei in Kaudia ist nicht dazu angethan, überschwängliche Hoffnungen aufkommen zu lassen.



Lieutenant von Bismarck.

Im Jahre 1889 lernte Fräulein Marie Röbler in Spandau den Premierlieutenant von Bismarck kennen. Da es armen Mädchen nicht möglich ist, ungerufen in die Sphäre preussischer Gardeoffiziere vorzudringen, muß man annehmen, die Initiative sei von dem Manne ausgegangen. Das Mädchen war in den schmucken Krieger wohl bald verliebt und er fand wahrscheinlich, die anspruchslöse Kleine sei gar nicht so übel. Also ein „Verhältniß“. Im Jahre 1891 bekam Marie ein Kind. Von dem Liebsten hatte sie bisher nichts erbeten und nichts erhalten; sie wußte, daß es ihm selbst knapp ging, und war gewiß stolz darauf, ihre Liebe zu verschonen, nicht zu verschachern. Jetzt aber mußte sie nicht für sich nur, sondern auch für ihren Knaben sorgen und konnte dem Manne, der sie zur Mutter gemacht hatte, die Erfüllung der Vaterpflicht nicht ersparen. Der Lieutenant zeigte sich als guten Kerl: er drückte der Wöchnerin zärtlich die Hand, tröstete sie in ihrem Mädchenschmerz und versprach, den Jungen auf seine Kosten erziehen zu lassen. Das selbe Versprechen gab er auch der verheirateten Schwester seiner Marie. Wie es scheint, kam das Mädchen zunächst aber mit dem eigenen Verdienst leidlich aus; denn nur einmal, als das Kind krank war, schickte der angerufene Vater dreißig Mark. Sonst wurde er nicht in Anspruch genommen und bis zum Jahre 1896 hatte ihn, obwohl das Verhältniß fortbestand, die nette Sache nicht mehr als diese dreißig Mark gekostet. Inzwischen war der Premierlieutenant in die Jahre gekommen, wo es, nach den Regeln seiner Gesellschaftsricht, aus Heirathen denken heißt. Mit diesem Gedanken hatte die mannlöse Mutter sich wohl längst vertraut gemacht. Sie konnte natürlich ja nicht die Frau eines adeligen Gardeoffiziers werden; und wenn ihr munterer Rudolf eine reiche Braut fand, die ihn aus den Klauen der Manichäer befreite und ihm die Möglichkeit gab, sich etwas mehr „standesgemäßen“ Luxus zu gönnen, wollte sie sehr zufrieden sein. Das Paar sprach in aller Ruhe darüber und der Lieutenant sagte, sobald er im Hafen einer auskömmlichen Ehe gelandet sei, werde er auch den Kleinen in eine ordentliche Schule schicken. Marie war selig und brachte den Jungen schon jetzt in einer Bürgerschule unter. Bald darauf fand der Lieutenant die erfahnte gute Partie; und nun wurde die Erinnerung an das frühere leichte Abenteuer ihm lästig. Das Mädchen mahnte ihn an das Versprechen; er antwortete nicht. Sie wußte sich, nach wiederholten Mahnungen, die stets ohne das leiseste Echo blieben, nicht mehr zu helfen und schrieb ihm im November 1897 endlich, sie müsse sich an seine Schwiegereltern wenden, wenn er ihr in den nächsten Tagen nicht wenigstens antwortete; sie brauche, laut beiliegender Rechnung, sofort hundertundzwanzig Mark für Schulgeld und Kleider des Knaben. Da der Offizier für Mutter und Kind in acht Jahren bisher dreißig Mark ausgegeben hatte, kann man diese Forderung nicht gerade übermäßig nennen. Diesmal antwortete der Bedrohte; er bat Marie, in seine Wohnung zu kommen, gab ihr dort fünfzig Mark und erklärte, sie solle besser „abgefunden“ werden, dürfe ihn aber nicht weiter belästigen. Das Mädchen hielt sich ruhig und hoffte. Vergeltens: der Traute blieb stumm und schickte keinen Heller. Die Lage der Armen wurde von Tag zu Tag schlimmer; und als sie wieder fünf Monate lang still gewartet hatte, entschloß sie sich, dem Vergeßlichen in der Nähe seiner Wohnung aufzulauern. Er hatte eben die junge Braut nach Hause gebracht und wies die Mutter seines Kindes, die ihn an das durch Handschlag bekräftigte Versprechen mahnte, kurz und schroff ab. Das

Mädchen verliert die Herrschaft über die beleidigten Sinne, der lange zurückgedämmte Zorn spült wilde Schmähungen über die bebenden Lippen: sie reißt dem einst Geliebten die Mähne vom Kopf und ruft ihm drohende Schimpfreden zu. Den Offizier packt die Angst vor „einer skandalösen Szene“; er rennt eilig davon, rettet sich hinter einen Bretterzaun und läßt, da er Marias Rache fürchtet, seine Wohnung von einem Geheimpolizisten bewachen. Fräulein Köhler hat die Drohung aber nicht ernst gemeint, der Polizist findet nichts zu thun und der Lieutenant hat Ruhe . . . Das ist der Inhalt eines Prozeßberichtes, der vor ein paar Tagen durch einzelne berliner Zeitungen ging. Die Staatsanwaltschaft hatte — ob auf Antrag des Offiziers, wurde nicht mitgetheilt — gegen das Mädchen die Anklage wegen Beleidigung, Bedrohung und Erpressung erhoben und als einzigen Belastungszeugen den Premierlieutenant geladen. Der Herr erklärte, er könne gegen das Mädchen doch höchstens moralische Verpflichtungen haben, die aber „auf strafrechtlichem Gebiet nicht in Betracht kommen“; auch sei es ihm zweifelhaft, ob Marie ihre Frauengunst nur ihm geschenkt habe; zwar fehle ihm jeder Beweis dafür, daß sie auch mit anderen Männern geschlechtlich verkehrt habe, aber der arge Verdacht sei ihm nun einmal entstanden und habe ihn bestimmt, für das Mädchen und den Jungen nichts weiter zu thun. Auf die Frage des Verteidigers der Angeklagten bestätigte er, daß er dem früheren Liebchen während der ganzen Zeit ihrer Beziehungen und nach deren Ende außer den achtzig Mark kein Geld gegeben habe. Marie Köhler ist zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt worden. In der bürgerlichen Presse wurde der Name des Offiziers nicht genannt; erst aus sozialdemokratischen Blättern erfuhr man, daß er Rudolf von Bismarck heiße, also die Ehre habe, den Namen des ruhmreichsten preussischen Adelsgeschlechtes zu tragen. Ueberall aber wurde die unverschämte Köhler mit Vor- und Zunamen deutlich bezeichnet. Sie ist gebrandmarkt, ist bescholten und kann, wenn sie aus dem Gefängniß kommt, an dunklen Straßenecken für sich und ihr Kind Nahrung suchen . . . Die Geschichte wirkt ohne Pathos und Phrasenputz, wirkt gerade in der nüchternsten Darstellung besonders stark. Sie wurde hier erzählt, damit die Sozialdemokraten nicht sagen können, nur in ihrer Presse werde von solchen Dingen rückhaltlos offen gesprochen. Es handelt sich nicht um eine Privatangelegenheit, die erst ans Licht gezerrt wird, um Sensation zu erregen oder Skandal zu machen, sondern um die schmucklose Wiedergabe eines Prozeßberichtes, der von einem betäubenden Fall unsozialen Verhaltens Kunde brachte, — eines Verhaltens, das ernster Beachtung doppelt bedürftig erscheint, weil sein Schauplatz ein mißtrauischer und gehässiger Kritik heute besonders ausgeprägtes Milieu war. Den adeligen Trägern der Uniform wird vom Proletariat auf dem Gebiet des Geschlechtslebens ohnehin schon jede Schandthat zugetraut. Unter deutschen Offizieren ist nun zwar eine Männermoral, wie der Premierlieutenant von Bismarck sie vertritt, sicher selten und es ist ungerecht, von einem für die Anschauungen militärischer Standesherren typischen Vorgang zu reden. Die Kameraden des Offiziers, dessen Liebchen als Erpresserin jetzt ins Gefängniß wandert, weil sie von dem Wunsch, ihr Kind zu einem kleinbürgerlichen Beruf zu erziehen, sich zu einer thörichten Weiberdrohung verleiten ließ, werden aber der harten Nothwendigkeit nicht ausweichen können, öffentlich und unzweideutig zu erklären, ob mit dem Spruch der Strafkammer auch für sie die Angelegenheit erledigt ist.